

3 Verlage / 3 Programme / 1 Magazin

Ausgabe 3

VIELLEICHT
TBR AUCHT
ESGARNIC
HTSBESON
DERESUM
INDEIN
ESICHT
ENLTNOE
TIGZUSEIN
-OTTOSTR
ECKEISEN



Einsichten #3

Im Lauf des Lebens zeigt sich, dass kaum eine Beziehung so viel aushält, wie die der Freundschaft. Wenn eine Liebe zu Ende geht, ist die Freundin zur Stelle, um zu trösten. Sind wir gefordert, unser Bestes zu geben – beruflich oder privat –, ist es der Freund, der uns unablässig ermutigt, die Herausforderung anzunehmen.

Das Thema Freundschaft spielt in der dritten Ausgabe unseres Magazins »Einsichten« eine wichtige Rolle: Im Sommer 2014 erzählte uns eine Mutter von der ganz besonderen Freundschaft ihrer krebskranken Tochter zu der »Kräuterhexe« – eine Figur der Fantasie, die für das Mädchen zu einer unerlässlichen Freundin wurde.

Eine kreative Freundschaft pflegen seit über vierzig Jahren der Autor und Kabarettist Franz Hohler und der Autor und Liedermacher Martin Hautzenberger. Nun erzählen sie über das Leben und was darin so alles geschieht. Der Appell von Albert Einstein an seinen Freund Marcel Grossmann: »Du musst mir helfen, sonst werd' ich verrückt!«, führte zu einer der größten wissenschaftlichen Leistungen des 20. Jahrhunderts: Die Entwicklung der Allgemeinen Relativitätstheorie.

Stets sind es wahre Freunde, die ohne groß zu fragen helfen, wenn wir sie darum bitten. So ein Freund war auch Urs Widmer: Zum Start des Verlags vor 15 Jahren verfasste er einen wunderbaren Text, mit dem wir das Buch seines Freundes, Rolf Lyssys »Swiss Paradise«, auf den Weg brachten. Umso geehrter fühlen wir uns, dass uns May Widmer den letzten Text dieses großartigen Schriftstellers anvertraut: sein literarisches Vermächtnis »Föhn – ein Mythos in Wort und Musik«.

Unser Freund und Autor Rolf Lyssy feiert im Februar 2016 seinen 80. Geburtstag – was wir zum Anlass nehmen, um uns unter dem Titel »Die Schweizermacher – und was sie mit der Schweiz machten« auf die Suche der Wirkungsspuren von Lyssys Meisterwerk zu machen.

Und nicht zuletzt: Bücher sind treue Freunde, auf die in allen Lagen des Lebens Verlass ist!



*Eine anregende Lektüre wünscht
Anne Rüffer*

Drei Verlage, drei Programme, ein Magazin

Seite 6

Nachrichten aus dem Mikrokosmos

Reflexion über das Älter-
werden und die großen Fragen
des Lebens



Seite 9

Vom Wert der Freundschaft

»Jeder sucht ›Freunde fürs
Leben«, denn wenn die Welt
um einen herum zusammen-
bricht, was nutzen dann
Wohlstand oder Meriten?«

Seite 12

rüffer & rub *wird 15 Jahre alt*



Seite 14

An ihren Gräbern ist die Strahlung bis heute messbar

In der ersten Hälfte des 20.
Jahrhunderts leuchtete Radium
so hell, dass es alle Probleme
in den Schatten zu stellen
schien. Die Folgen waren umso
tragischer.



Seite 17

Die Kernenergie begleitet uns noch lange

Wer kann garantieren,
dass die radioaktiven Abfälle
auch in 100 000 Jahren
sicher lagern?

Seite 18

Die »vergessenen Kinder« – Im Schatten der kran- ken Geschwister

Ein Gespräch mit der
Psychotherapeutin Madeleine
Walder-Binder



Seite 22

Neuerscheinungen und Vorschau auf das Frühjahr 2016 **rüffer & rub**

»Sachbücher zu Fragen, die
Antworten verdienen«

www.ruefferundrub.ch

Ein bisschen Hausmusik auf Chinesisch

Martin Hauzenberger hatte 1982 die Gelegenheit, u. a. mit Franz Hohler, Dimitri und Polo Hofer nach China zu reisen.



»Singen ist Ton gewordener Atem«

Max Lichtegg war in den 1950/60er-Jahren der populärste Tenor der Schweiz. Sein Schüler Alfred A. Fassbind erinnert sich an die erste Begegnung und ihre Zusammenarbeit.

Einstein, Grossmann und die Hochschulen Zürichs

Der Physiker und der Mathematiker verantworten nicht nur die Allgemeine Relativitätstheorie, sie waren auch Freunde und bestanden beide 1900 die Diplomprüfung an der ETH Zürich.

Neuerscheinungen



**Römerhof
Verlag**

*»Außergewöhnliche Menschen,
spannende Biografien«*

www.roemerhof-verlag.ch

Die Biografie eines Fremden

Eine Kurzgeschichte
von Alexander Kamber



Vom Eierschalen- sollbruchstellen- verursacher und dergleichen

Dieter Rister über seine Arbeit als Übersetzer und wie er sich ab und zu durch die 13. und 15. Auflage der Encyclopedia Britannica zu Abschweifungen verführen lässt.

Neuerscheinung



*Büro für Autorenberatung:
Den Traum vom eigenen Buch
verwirklichen*

www.manuskript-oase.ch

Das bizarrste Buch der Welt – jenseits der Lesbarkeit

Der *Codex Seraphinianus* wartet seit 1981 auf seine Entschlüsselung.

Beurteile ein Buch nicht nach seinem Titel!

Über die Kunst, den richtigen Buchtitel zu finden, wenn das Thema sich nicht für Smalltalks eignet.

»Wir behandeln Menschen, nicht Diagnosen«

Was machen eigentlich ... Annina und Christian Hess?

Veranstaltungskalender..... 54
Impressum 55

Nachrichten aus dem Mikrokosmos

Wie lassen sich im Alter Autonomie und Abhängigkeit verbinden? Der ehemalige Pfarrer Otto Streckeisen (1918–2013) erlebte bei seinem Übertritt ins Altersheim einen grundlegenden Perspektivenwechsel. In dieser neuen Lebenssituation schrieb er über drei Jahre lang Kolumnen, die nun – zusammen mit Beiträgen von Fachpersonen – unter dem Titel »Heimgang« als Buch erschienen sind.

Die Mitherausgeber Corina Fistarol und Ralph Kunz im Gespräch über Selbstbestimmung, das Leben in Schicksalsgemeinschaften und Streckeisens Beobachtungen, die keineswegs nur für ältere Menschen relevant sind.

Corina Fistarol: Streckeisens Kolumnen haben mich immer tief berührt. Dies hat, neben der entwaffnenden Offenheit, auch damit zu tun, dass ich die Texte als Redaktorin für die »Reformierte Presse« in der Rohfassung gelesen habe. Diese sorgfältig mit der Schreibmaschine verfassten Kolumnen waren für mich ein beredtes Zeugnis aus einer anderen Zeit. Mehrmals habe ich daran gedacht, ihn auch persönlich kennenzulernen. Doch wie das manchmal so ist im Leben – ich habe dieses Vorhaben immer wieder verschoben, und es ist nicht dazu gekommen.

Ralph Kunz: Mit Otto Streckeisen verbindet mich eine literarische Freundschaft. Das Faszinierende an den Kolumnen stellt für mich ebenfalls diese Authentizität dar. Die Texte sind mir bei der Zeitungslektüre regelmäßig aufgefallen, weil sie so lebendig sind und direkt ins Herz treffen. Ich konnte Streckeisen quasi über die Schulter schauen und so einen Einblick in das Leben eines alternden Menschen erhalten. Diesen Effekt hat er mit ganz we-

nigen Sätzen und Farbtupfern erreicht.

CF: Er konnte in ganz einfachen Worten und Beispielen komplexe Zusammenhänge aufzeigen; in jeder Kolumne gab es eine Wendung, die für mich oftmals als ein Schlüsselerlebnis wirkte.

RK: Obwohl ich selbst nicht in einem Alter bin, in dem ich mir Gedanken über einen Altersheim eintritt machen müsste, sprechen mich diese Kolumnen an. Denn – wie die meisten Menschen in der mittleren Generation – habe auch ich hochbetagte Eltern oder Verwandte und werde dadurch regelmäßig mit dem Älterwerden konfrontiert. Ich habe wöchentlich Kontakt mit Angehörigen, die mit dem eigenen Altern ringen und unterstützt oder getröstet werden möchten. Aussagen wie »Mein Leben ist nicht mehr lebenswert« sowie finanzielle, rechtliche und spirituelle Fragen beschäftigen auch mich als Angehörigen stark. Als Religionsgerontologe setze ich mich auch beruflich mit der Thematik auseinander. Ich interessiere mich

für das Ressourcen-Management von Menschen im hohen Alter und dafür, welche Hilfe ihnen die Weisheit, Lebenshilfe-Konzepte und Selbstsorge gibt, und wie sie damit umgehen.

CF: Durch Streckeisens Kolumnen erhielt ich einen Einblick in eine Welt, die sich mir in dieser Art und Weise sonst nicht erschlossen hätte. Es werden viele Themen angesprochen, die mich auch beschäftigen, teilweise war mir das jedoch bis zur Lektüre gar nicht bewusst. Als älterer Mann ist er in einigen Lebens-themen ein Experte, von dem man viel lernen kann. Die eigene Endlichkeit ist zum Beispiel ein Thema, das alle Menschen in jedem Alter etwas angeht: meine achtjährige Tochter setzt sich damit ebenso auseinander wie ich und meine Eltern.

Schicksalsgemeinschaften

RK: Altersunabhängig ist auch die Tatsache, dass er von einem Ort berichtet – bei ihm ist dies ein Altersheim –, an dem Menschen gezwungen sind zusammenzuleben. Es gibt aber auch andere Beispiele von Orten, wo sich ganz bestimmte Verdichtungen und Konzentrationen von Erfahrungen beobachten lassen: wie im Zusammenleben einer Familie.

CF: Streckeisen lebte in einer Schicksalsgemeinschaft; und so ergeht es uns allen: sei es im Büro, bei der Arbeit oder in der Schule, und in all diesen Situationen sind wir mit ähnlichen zwischenmenschlichen Themen konfrontiert. Das Altersheim kann als Mikrokosmos gesehen werden, in dem Streckeisen Beobachtun-



gen mit allgemeingültigem Charakter macht.

Doch die Wahlmöglichkeiten sind in Streckeisens Mikrokosmos relativ klein: Je älter man wird, desto kleiner wird die »äußere« Wahl, man wird abhängiger von seinen Mitmenschen. Andererseits glaube ich auch, dass wir, die mitten im Leben stehen, unsere Wahlmöglichkeiten massiv überschätzen. Wir bewegen uns in einer Welt, die uns viele Wahlmöglichkeiten suggeriert, die wir teilweise gar nicht haben.

RK: Das Besondere ist bei Streckeisen zudem, dass er durch seine hohe geistige Wachheit diese eingegrenzten Wahlmöglichkeiten oder Verluste verarbeiten kann. Verluste sind nicht einfach unter dem Strich »negative Verluste« oder unter dem Stichwort »Autonomie« zu subsumieren, sondern sie zeigen immer

auch einen Gewinn an Selbstentfaltung. So ist die Möglichkeit, sich selber zu begegnen, bis zum Tod nicht abgebrochen. Streckeisen thematisiert diese Individuationen, dieses Lernen in seinen Texten; er ist bis »zum Schluss« neugierig und offen.

Für mich ist sein Lebensstil ein Beispiel für *pro aging* oder *best aging*; in der Weisheitsforschung spricht man auch von einem selektiven, optimierenden und kompensierenden Lebensstil. Bei Streckeisen finden sich unzählige Beispiele für Lebenskunst. So werden Dinge, die eigentlich zur Klage Anlass gäben – wie Verlust –, in einen Gewinn umgewertet. Auf den ersten Blick erschreckend scheinende Veränderungen werden bei ihm in einen neuen Rahmen eingeordnet. Dieses *Re-Framing* löst bei den Lesern immer wieder Aha-Erlebnisse aus und macht klar, auf welch unterschiedliche Weise

Probleme angegangen werden können. Er gehört zu den Menschen im hohen Alter, die eine unglaublich positive Lebenseinstellung haben – obwohl sie viele Verlust Erfahrungen machen.

CF: Dieser Verlust an Autonomie ist vor allem durch die äußeren Strukturen gegeben und heißt nicht, dass die geistige Autonomie dadurch eingeschränkt wird. Freiheit ist ohne Regeln und Grenzen gar nicht denkbar, und Streckeisen argumentiert, dass ihm die Strukturen im Altersheim trotz der Einschränkungen viel Halt geben. Dieser Halt ermöglicht es ihm erst, dass er weiterdenken und sich öffnen kann.

Selbstbestimmung

RK: Im Grunde genommen ist Abhängigkeit oder eine Angewiesenenheitsstruktur zuerst einmal ein anthropologisches Grunddatum. Mit einer klassischen, philo-



Otto Streckeisen, 2010

sophischen Anthropologie könnte man von der *Geworfenheit* sprechen. In den Kolumnen haben wir es mit einem Pfarrer zu tun, der existenziell die eigene Abhängigkeit entdeckt und diese mit einer religiösen Deutung in Verbindung bringt. Diese Gedanken formuliert er sehr zurückhaltend – überhaupt nicht missionarisch – und bringt so Religion und Abhängigkeit mit spitzen Fingern zusammen. Religiös in dem Sinne, als er erkennt, dass das, was einem in dieser Abhängigkeitsstruktur begegnet, nicht einfach ein »es« ist, sondern eine personale Qualität hat. In diesem personalen oder dialogischen Aspekt liegt das Religiöse – in aller Offenheit formuliert. Streckeisen schreibt:

Ich erlebe hier in aufdringlicher Weise etwas, was ich (trotz meines Pfarrberufes) ein Leben lang erfolgreich verdrängt habe: meine Endlichkeit.

CF: An dieser Stelle sieht man, wie entwaffnend ehrlich Streckeisen in seinen Kolumnen ist. Er zeigt sich hier sehr »nackt«, gerade auch als ehemaliger Pfarrer, der – so nehme ich an – in seinem Beruf oft mit dem Sterben und dem Tod konfrontiert worden ist und sich dennoch eingestehen kann, dass er die eigene Endlichkeit verdrängt hat.

RK: Das Zitat verdeutlicht den Unterschied zwischen der eigenen Endlichkeit und einer, die man »beobachtet«. Ich denke, dass Streckeisen eine Todesahnung gehabt hat. Weiter schreibt Streckeisen: *Aber wie könnte ich eine bessere Beziehung zum Tod finden? Ich glaube: Hier könnten mir sowohl die Philosophie als auch die Religionen helfen. Also der Gedanke, dass das Sterben das größte Glück ist, das uns widerfahren kann.* Er spricht vom »summum bonum«, einer anderen sprachlichen Wendung für Gott als »das größte Glück«, und sieht im Tod eine Begegnung mit Gott. Die Aussage kann nur von einer Person gemacht werden, die darauf vertraut, dass sie nach dem Tod aufgefangen wird.

Selina Stuber, Lektorin

Otto Streckeisen aus dem Altersheim, 11. März 2011

Im Bereich unseres Heims kommt es immer wieder zu Erlebnissen, die eine unfreiwillige Komik enthalten. Besonders verwirrte (das heisst bewusstseinsgestörte) Patienten zeigen oft ein verhaltensauffälliges Wesen, das den Beobachter leicht zum Lachen reizt. Ich erzähle ein erlebtes Beispiel:

Auf unserem Stockwerk wohnte damals ein Mann, der uns von Anfang an dadurch aufgefallen war, dass er viele klassische Gedichte von Goethe, Schiller und C. F. Meyer auswendig beherrschte und das Bedürfnis hatte, diese Gedichte zu rezitieren. Da war er wieder einmal daran, »Die Füsse im Feuer« herzusagen. Nur wenige hörten ihm zu. Für mich aber war es ein Genuss, dieses grossartige Werk, das ich im Gymnasium nur mit Mühe auswendig gelernt hatte, so fehlerlos gesprochen zu hören.

Ausgerechnet während dies geschah, wurde eine hochbetagte, sehr originelle Pensionärin im Rollstuhl hereingeführt. Sofort begann sie lauthals »Sah ein Knab ein Röslein stehn« zu singen. Und kommentierend fügte sie bei, dass die Männer heute immer noch die gleichen seien wie der wilde Knabe in Goethes Gedicht, sie rede aus Erfahrung.

Was tat der rezitierende Mann? Ich konnte es kaum fassen: Er liess sich überhaupt nicht stören! Mit seiner leisen Stimme fuhr er fort mit den »Füssen im Feuer«, völlig übertönt von der Frau, aber fehlerlos und in bestem Bühnendeutsch. Es war ein einmaliges Kontrasterlebnis. Das entstehende Gelächter war natürlich unvermeidlich.

Erst im Nachhinein wurde mir die Szene fragwürdig. Warum? Darum, weil wir über zwei Menschen gelacht hatten. Über zwei kranke Menschen. Gibt es da etwas zu lachen?

Corina Fistarol

ist Ethnologin, freie Journalistin und Redaktorin im Ressort International der »Wochezeitung« (WOZ) in Zürich. Davor arbeitete sie als Redaktorin bei den »Reformierten Medien« und als Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK).

Prof. Dr. Ralph Kunz

geb. 1964, ist Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich mit den Schwerpunkten Homiletik, Liturgik und Poimenik.

Vom Wert der Freundschaft

Ein guter Freund, eine gute Freundin – das sind kostbare Geschenke des Lebens. Als eine meiner Freundinnen mit der Diagnose Brustkrebs konfrontiert wurde, veränderte mich das – nicht als Person, aber in meiner Wahrnehmung der Welt: Mir wurde unmissverständlich bewusst, dass Freundschaft ein Geschenk auf Zeit ist. Durch ihre Krankheit schien nun die Dimension Zeit eine völlig andere Bedeutung zu erhalten, denn es war nicht sicher, ob überhaupt Zeit für die Freundschaft bleiben würde. Und ich fragte mich noch mal ganz neu: Bin ich das, erfülle ich das, was ich selbst als gute Freundin bezeichne?

Das Thema »Freundschaft« beschäftigt uns ein Leben lang; von dem Moment an, in dem wir im anderen ein Du erkennen und uns selbst als Ich erfahren, beginnen zwischen den Menschen unsichtbare Kräfte zu spielen, und wir entwickeln für dieses Gegenüber eine Sympathie. Aus Anziehung kann Interesse entstehen; aus der Erfahrung der Gemeinsamkeit baut sich Vertrauen auf, und schließlich sind wir bereit, die/den anderen als Freundin, als Freund zu bezeichnen.

In unserer Alltagssprache wird dem Begriff der Freundschaft viel Aufmerksamkeit geschenkt: Wir sprechen von »der besten Freundin«, wir kennen den »Freundschaftsbeweis«, wir unternehmen »Freundschaftsbesuche«, und wenn wir als gut befunden wurden, werden wir in

einen »Freundeskreis« aufgenommen. Die richtige »Freundschaftspflege« füllt ganze Seiten in Zeitschriften, und wohl dem, der »in der Not auf einen Freund zählen kann«; es kann uns aber auch blühen, dass die »Freundschaft aufgekündigt wird«, dass es gar zum schmerzhaften »Freundschaftsbruch« kommt.

In der klassischen Literatur wie in modernen Kinofilmen ist Freundschaft in all ihren Facetten ein dankbares Motiv. Schriftsteller und Filmemacher erzählen uns in poetischen Worten und betörenden Bildern die Geschichten von tiefen, wahren, unzerbrechlichen Freundschaften, auch solche von verratenen, zerbrochenen Freundesbeziehun-

gen, von denen einige in flammenden Feindschaften enden. Die fiktionalen Geschichten von Freundschaften berühren uns, oft gar zu Tränen, denn in ihnen spiegelt sich die uralte Sehnsucht nach einem Du, dem man »blind« vertrauen, auf das man sich zu hundert Prozent verlassen kann.

Jeder sucht »Freunde fürs Leben«, denn wenn die Welt um einen herum zusammenbricht, was nutzen dann Wohlstand oder Meriten? Was helfen Macht und Geld, wenn man jemanden braucht, dem man die größten Sorgen anvertrauen kann und

der einem die Hand hält, wenn das Herz vor Angst schier zerspringen will? Ein Umstand, der mich sehr nachdenklich stimmte, war die Erfahrung, dass Mitleid leichter zu erhalten ist als Mitfreude. Im Mitleid – und das ist wohl menschlich – leide ich buchstäblich mit dem anderen mit und bin ihr/ihm dadurch im Leiden ganz verbunden, aber nicht wirklich bei ihr/bei ihm. Menschen, die eine tiefe innere Entwicklung durchlebt haben, brauchen diese Art der symbiotischen Leidensgeschichte nicht, um Nähe zu empfinden. Diese Freunde verwechseln Mitleid nicht mit echtem Mitgefühl, das von warmherzigem Interesse für den anderen zeugt. Sie sind in der Lage, bei sich zu bleiben, sie brauchen weder Leid noch Glück vom Gegenüber, um sich selbst stark zu fühlen; sie sind in der Seele frei – sozusagen weise geworden – und spüren deswegen beim großen Glück einer Freun-

Ein Umstand, der mich sehr nachdenklich stimmte, war die Erfahrung, dass Mitleid leichter zu erhalten ist als Mitfreude.

din/eines Freundes auch keinen Stich von Neid.

Wenn man genau hinschaut, dann lernt man mit der Zeit zu erkennen, wer die Freundin ist, die sich aus tiefstem Herzen mit uns freut, wenn uns etwas ganz besonders gut gelungen ist; wer der Freund ist, der sich neidlos mit und für unser Glück freuen kann. Schaut man sich aus dieser Sicht den Kreis der Menschen an, die einen umgeben, wird man zurückhaltend, wenn man als Freundin, als Freund bezeichnet oder wer eher zum Kreis der guten Bekannten gehört. Und wie weit man selbst

»Meine Lieblingsbuchhandlung«

Annika Bangarter arbeitet als Journalistin und ist Mitherausgeberin des Buches »Das Crescenda-Modell – Migrantinnen als Unternehmerinnen«.

Der Eingang ins »Labyrinth« ist eine Holztür. Wer eintritt, hört fortan das Knarren des Holzbo-dens unter den Fußsohlen – und kluge Empfehlungen. Im Haus »Zur Alten Treu«, wo einst Erasmus von Rotterdam wohnte, sind seit 30 Jahren literarische Trouvaillen ausgestellt. Die kleine, feine Basler Buchhandlung »Labyrinth« ist spezialisiert auf geisteswissenschaftliche Werke und ausgewählte Belletristik. Es ist ein Ort, der auf wenigen Quadratmetern Orientierungshilfe im Büchermarkt bietet. Im Zentrum stehen nicht jene Titel, die Ranglisten der Belletristik anführen. Die ausgestellten Bücher sind vielmehr Versprechen – Eintrittstore in bislang kaum entdeckte Welten. Das kleine Team wählt sie klug aus, trifft mit sicherem Gefühl die Wünsche ihrer Kunden. Doch Ende Jahr wäre das Team des »Labyrinth« beinahe in die Gewalt des Minotaurus geraten. Gesundheitliche Probleme eines Inhabers, E-Books und der starke Schweizer Franken führte die Buchhandlung in eine Sackgasse. Das Ende des »Labyrinth« galt als gewiss – bis treue Kunden den Ariadnefaden fanden. Nun will das »Labyrinth« einen zweiten Anlauf – ohne Irrwege – wagen.

Das Labyrinth, Nadelberg 17,
4051 Basel/Schweiz

»Meine Lieblingsbuchhandlung«



Martin Breit ist Autor von » P. G. Wodehouse. Gentleman der Literatur«.

Etwa in der Mitte der von Einheimischen »Broadway« genannten Potsdamer Fußgängerzone befindet sich der kleine, aber umso feinere »Literaturladen Wist«. Mittlerweile seit 25 Jahren bietet er vieles, was man von einem guten Buchladen erwartet: Er ist alteingesessen, schnörkellos, auf kleinem Raum reich in der Auswahl, hat eine kompetente Beratung – und man hat hier gelegentlich die Chance, ein Buch von P. G. Wodehouse zu erste-hen. Das Oberstübchen ist zusätzlich mit einer wohldosierten Prise angenehmer Rumpeligkeit versehen. Gemeint ist natürlich die per Wendeltreppe erklimm-bare 2. Etage, in der regelmäßig Lesungen stattfinden. Die Liste der namhaften Lesenden ist schier endlos und – zumindest teilweise – an den Wänden fotografisch verewigt. Bleibt zu hoffen, dass der Laden mindestens noch 25 weitere Jahre dem Potsdamer Mietpreisdruck Widerstand leisten kann.

Wist – Der Literaturladen, Dortustr. 17,
14467 Potsdam/Deutschland

bereits auf diesem Weg gekommen ist.

Im Lauf des Lebens zeigt sich, dass kaum eine Beziehung so viel aushält wie die der Freundschaft. Wenn eine Liebe zu Ende geht, ist die Freundin zur Stelle, um zu trösten. Sind wir gefordert, unser Bestes zu geben – beruflich oder privat –, ist es der Freund, der uns unablässig ermutigt, die Herausforderung anzunehmen. Gilt es eine schwere Entscheidung zu treffen, finden wir in der Freundin, im Freund den ruhig zuhörenden Menschen, der uns erlaubt, unsere Gedanken, Überlegungen und Gefühle laut denkend zu entwickeln; sie bieten den wohlwollenden Raum, in dem man sich selbst ohne Be- oder gar Verurteilung erproben kann. Ein guter Freund hält uns aber auch den Spiegel vor, wenn wir uns wieder einmal in Illusionen verrennen; eine gute Freundin verschont uns nicht vor unangenehmen Wahrheiten – sie hält diese jedoch gemeinsam mit uns aus. Der Blick der Freundschaft ist kritisch und wohlwollend zugleich; was die zwei Augen der Freundin, des Freundes sehen, teilen sie mit uns und stehen uns bei, wenn wir durch schwierige Prozesse gehen und dabei auch unseren weniger schönen Seiten selbst begegnen. Was die Freundin in schwierigen oder heiklen Situationen beobachtet, ist bei ihr gut aufgehoben und bleibt bei ihr, und wenn wir uns mit ihr an diese Phase erinnern, dann ist dies stets mit dem Gefühl verbunden, jemanden an seiner Seite zu wissen, der einen in verletzlichsten Momenten erlebt hat. Ein Mensch, der dabei war und geblieben ist.

Wie wahr es ist, dass sich in schweren Zeiten die Spreu vom Weizen trennt, ist gerade bei der Freundschaft zu beobachten. Stürzt der einst Bewunderte vom

Sockel und wird gesellschaftlich geächtet – wer stellt sich noch an seine Seite? Ist die lebhafteste, aktive Sportlerin nur noch müde und ausgelaugt durch ihre Krankheit – wer sucht dann ihre Gesellschaft? Führen Trennungen von Paaren meist dazu, dass sich

zu wollen. Man verfängt sich in einem Kreislauf von unguuten Emotionen und wählt am Ende vor lauter turmhohen Schuldgefühlen den Ausweg, dem anderen aus dem Weg zu gehen. Um es auf den Punkt zu bringen: Ohne Klarheit und Offenheit, in

gen uns »Gesunde« zu wählen: das Hinschauen auf das, was wirklich ist, oder das Wegsehen und sich Ablenken von allem. Und das ist einer der größten Freundschaftsbeweise, denn indem kranke Menschen uns vor Augen führen, was ihre echten Bedürfnisse sind, fordern sie uns auf, unser eigenes Verständnis von Freundschaft zu überdenken und herauszufinden, welche Art der Beziehung wir mit ihnen führen wollen.

Wie werde ich eine gute Freundin, ein guter Freund?

auch die gemeinsamen Freunde für die eine oder andere Seite entscheiden (oder glauben, es zu müssen), zeigt es sich in Krisen noch viel mehr, wer Freundin, wer Freund bleiben kann und das auch will.

Konfrontiert uns ein Mensch damit, dass sie oder er eine schwere Krankheit durchzustehen hat, erinnert er uns damit auch an die eigene Verletzlichkeit. Körperliche wie physische Unversehrtheit scheinen uns lange selbstverständlich, und die Bedrohung durch eine Freundin, einen Freund vor Augen geführt zu bekommen, ist für viele auf Dauer nicht zu ertragen. Ist anfangs noch Betroffenheit das bestimmende Element, sich um die Freundin zu kümmern, stellt sich rasch eine Melange aus eigenen Ängsten und Unbehagen ein, wie man mit der Situation umgehen soll. Feigheit mischt sich mit Scham, dem nicht gewachsen zu sein, es auch nicht

der beide sagen, wie es um sie steht, welche Gefühle sie umtreiben, beide die Ängste beim Namen nennen, ihre Sorgen und ihren Kummer – warum ich, warum du nicht? – offen ansprechen, kann diese Beziehung nicht die Kraft entfalten, die in ihr steckt. In diesem Moment zwingt uns der erkrankte Mensch, mit uns selbst absolut ehrlich zu sein, er fordert von uns den Blick in den Spiegel und den Mut, damit umzugehen, was uns von dort entgegenblickt; es ist der Moment der Wahrheit, dem sich niemand entziehen kann.

Eine Krankheit, besonders eine lebensbedrohliche, zeigt die Kostbarkeit der verbleibenden Zeit und bringt Dinge zutage, die für die Betroffenen wirklich wesentlich sind. Menschen, die so unmittelbar mit ihrer Endlichkeit konfrontiert werden, sind nicht mehr bereit, den Augenblick mit überflüssigem Geschwätz zu vergeuden; sie zwin-

Einen Menschen als Freund durch eine schwere Krise zu begleiten und mitzerleben, wie diese gemeistert werden kann, hat etwas zutiefst Beglückendes. Das bedeutet keineswegs, dass eine Krankheit geheilt wird oder dass man wieder »wie früher« wird, ganz im Gegenteil. Es heißt, dass man Zeuge eines tief greifenden Prozesses wird: Zurückgeworfen-Sein auf das, was einen als Person ausmacht, wenn Äußerlichkeiten nicht mehr zur Verfügung stehen, wenn Leistung keine Option mehr ist. Dies lässt Fähigkeiten ans Licht treten, die in der alles zudeckenden, fordernden Alltagshektik häufig untergehen: Zuhören können; wissen, was wirklich guttut; sich in das Gegenüber einfühlen können, und zwar in das, was sie/ihn wirklich beschäftigt, und nicht in das, was man erwartet.

Die Facetten von Freundschaft sind vielfältig und besitzen viele Zwischentöne, die für jeden anders klingen. Hingegen stellt sich für alle die Frage: Wie werde ich eine gute Freundin, ein guter Freund? Ganz besonders dann, wenn jemand uns Nahestehendes genau das braucht: einen ihm verbundenen Menschen, einen Freund.

Anne Rüffer, Verlegerin; Auszug aus dem Buch »Vom Anfangen und Weitermachen. Frauen erzählen von ihrem Leben nach Brustkrebs«

Lesetipp

Teelke Beck | Irene Brenneisen, Hg. | Vom Anfangen und Weitermachen. Frauen erzählen von ihrem Leben nach Brustkrebs
Mit s/w-Abbildungen von Felix Eidenbenz
208 S. | ISBN 978-3-907625-75-0 | Hardcover | 2014 | CHF 32.00 | EUR 26.90

»Die Berichte der Frauen sind eindrücklich und lebensnah. Manchen Angehörigen dürfte dieses Buch die Augen öffnen.« – Christian Egg, *Gesundheitstipp*





Seit 15 Jahren leben wir unseren Traum: Relevante Bücher zu wichtigen Themen unserer Zeit mit Autoren zu machen, die etwas zu sagen haben. Und so wünschen wir uns zum Geburtstag weitere 15 Jahre anregende, inspirierende Begegnungen mit Menschen und Themen, für die wir uns mit Herz und Verstand, Können und Kompetenz, Freude und Leidenschaft einsetzen werden. Anne Rüffer & Team

»Als ›Erstgeborener‹ durfte ich mit meinem autobiografischen Bericht ›Swiss Paradise‹ im Sachbuchverlag rüffer & rub das Licht der Bücherwelt erblicken. 15 Jahre sind vergangen und der Verlag hat sich zu einem unermüdlich kreativen, kompetenten Produktionshaus entwickelt, das weite Beachtung findet und eine

beeindruckende Zahl von ausnahmslos lesenswerten, sorgfältig gestalteten Büchern vorweisen kann. Eine beeindruckende Entwicklung, die große Anerkennung verdient. Ich gratuliere dir, Anne, und deinem Team herzlich zum 15-jährigen Jubiläum und wünsche euch weiterhin noch viele erfolgreiche Buchgeburten.«

Rolf Lyssy, »Swiss Paradise. Ein autobiographischer Bericht«

*

»Vor zehn Jahren sagte Anne Rüffer ohne lange zu überlegen ›Ja‹ zur Idee meines ersten Buches. Für diese unkomplizierte Reaktion bin ich ihr bis heute dankbar. Mögen noch viele weitere ›Ja‹ folgen – das wünsche ich dem Verlag und seinen Autorinnen und Autoren.«

Ursula Eichenberger, »Tag für Tag. Was unheilbar kranke Kinder bewegt«

»Im Frühling 2012 saßen wir im Verlag. Nur eine Idee und ein paar Fotos, aber immerhin kein Geld. Doch unsere Idee wurde für gut befunden, und uns wurde vertraut. Mit viel Geduld, Durchhaltevermögen und guter Zusammenarbeit kam das Projekt ›Verborgene Feste‹ zustande. Wir werden uns noch lange an die intensiven und fruchtbaren Gespräche erinnern.

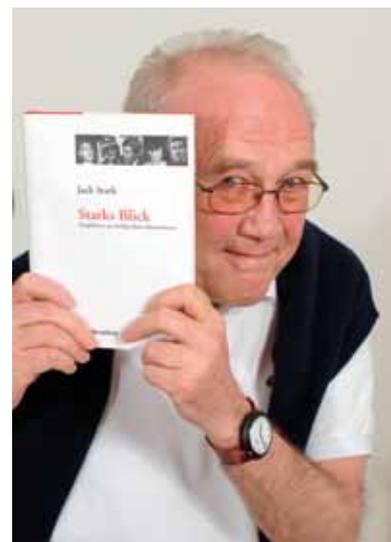
Und deshalb gratulieren wir herzlich und sagen: ›Weiter so, bleibt, wie ihr seid.‹«

Jens Oldenburg, Kathrin Ueltschi, »Verborgene Feste. Wie verschiedene religiöse Gemeinschaften in der Schweiz ihre Feste feiern«

*

»Es ist wohl der Traum eines jeden Journalisten, einmal ein Buch zu schreiben und zu veröffentlichen. Diesen Traum hat mir Anne Rüffer mit der Herausgabe von ›Starks Blick‹ erfüllt. Dafür bin ich ihr mein Leben lang dankbar und hoffe, dass der rüffer & rub Sachbuchverlag noch manchen Traum erfüllen wird.«

Jack Stark, »Starks Blick. Stargelüster aus dreißig Jahren Showbusiness« ↓



*

»Ein arabisches Sprichwort sagt: ›Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt.‹ Der rüffer & rub Sachbuchverlag: das ist große Gartenkunst! Der Autor

15 Jahre rüffer & rub

darf einen Keimling bringen, er gedeiht, weil er wunderbar gepflegt und begossen wird. Die Verlegerin, der Lektor, die Redaktion begleiten das Entstehen, Wachsen und sich Vollenden des Buches. Am Ende steht es, prächtig anzuschauen, im weitläufigen und vielgestaltigen rüffer & rub-Park. Das Jubiläum ist Anlass für große Freude und Dankbarkeit!«

Brigitte Boothe, »Wenn doch nur – ach hätt ich bloß. Die Anatomie des Wunsches«

*

»Es ist nicht alle Tage Geburtstag in der Welt der Bücher. Aber wo einmal ein Verlag den Kinderhosen bewegter wie bewegender fünfzehn Jahre entsteigt, da stellt sich das große Geburtstagsgefühl ein, es könne von nun an nur noch alles leichter und weniger leidvoll sein. Mit fünfzehn kommt man doch an jeder gestrengen Kinokassiererin vorbei, wie auch heimlich zu jeder Flasche Stolitschnaja. Ein großes Prosit und *Na zdorovje* dem rüffer & rub Verlag! Er möge weiterhin wachsen und gedeihen in all seiner gehaltvollen Jugendlichkeit!«

Severin Perrig, »Am Schreibtisch großer Dichter und Denkerinnen. Eine Geschichte literarischer Arbeitsorte«

*

»Wir hätten allen Grund, der Vergangenheit nachzutruern, wenn es euch nicht gäbe. Denn das Kostbare, das die Begegnung zwischen Verleger und Autor auszeichnet – Wertschätzung, Inspiration und Engagement –, tragt ihr so selbstverständlich in die Gegenwart, dass es daran nichts

zu rütteln gibt: Sorgfalt, ein Anspruch auf höchste Qualität und allem voran – ein herzlicher, mitmenschlicher Umgang! Genug Grund, zu gratulieren und dem Geburtstagskind viele Sternstunden zu wünschen.«

Angelika U. Reutter, »Frauen mit Idealen. Zehn Leben für den Frieden«, »Plädoyer für die Seele«

*

»Als Autor schätzt man nicht nur die Professionalität bei rüffer & rub, sondern dass da auch noch Menschlichkeit einen Platz hat. Keine Selbstverständlichkeit in unserer nüchternen, meist nur gewinnorientierten Zeit. Möge der verdiente Erfolg noch lange andauern!

Alfred A. Fassbind, »Joseph Schmidt. Sein Lied ging um die Welt«, »Max Lichtegg. Nur der Musik verpflichtet« ↓



*

»Sich über (s)einen Verlag äußern? Als Autor, wo sollte man beginnen? Nun vielleicht damit, dass man kurz nach der Vertragsunterzeichnung als Hauptautor be-

reits mit abgesägten Hosenbeinen dasaß, da der ursprünglich vorgesehene Koautor sich von dem Buchprojekt zurückgezogen hatte. Eines war klar: Der Frühstart war absolut misslungen. Kaum warm geworden, war die Stimmung bereits merklich gefro(u)stet.

Wie reagiert da ein Verlag, mit dem man als Autor erstmals eine Liaison eingegangen ist? Unmissverständlich signalisierte er, dass das Buchprojekt zwar einen Rückschlag erlitten hätte, keineswegs aber gestorben sei. Es galt, nach einem neuen Koautor Ausschau zu halten, mit dem sich das Projekt realisieren ließe – was mit der Verpflichtung der Juristin und Kunsthistorikerin Sandra Sykora in hervorragender Weise gelang.

»After Collecting. Leitfaden für den Kunstinachlass« wurde für alle Beteiligten zu einem fantastischen Abenteuer. Das Zusammenspiel zwischen Autoren und Verlag verlief derart vertrauensvoll und intensiv, dass die flotte Bauchlandung zu Beginn schnell einmal vergessen war. Und die Idee von Art Director Saskia Noll, das Buch zu »passepartoutieren« und es zusätzlich durch einen »roten Farbeimer zu ziehen«, setzte dem Ganzen noch die Krone auf. Entstanden war ein »Bibelwerk« zur Kunstinachlassfrage, dessen innere wie äußere Werte ebenso überzeugen wie Aufsehen erregen.

Danke dem gesamten Team von rüffer & rub für diese Realisation! Und: Ein herzlicher Glückwunsch zum 15-jährigen Bestehen und die besten Wünsche für neue, spannende Buchprojekte im Kosmos Sachbuch.«

Franz-Josef Sladeczek, »After Collecting. Leitfaden für den Kunstinachlass«

An ihren Gräbern ist die Strahlung bis heute messbar

Leuchtende Uhrzifferblätter, Wunderheilungen, die Lösung aller Energieprobleme: Die Verheißungen des Atoms, angetrieben von einem unerschütterlichen Fortschrittsglauben, waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immens. Die viel zu lange negierten Gefahren ebenso.

Es ist der Traumjob für eine junge Arbeiterin: Leuchtziffern bemalen in einer Uhrenfabrik. Die Arbeit ist anspruchsvoll und gut bezahlt. Das 1898 von Pierre und Marie Curie entdeckte Radium gilt als wahres Wundermittel. Es bringt nachts nicht nur Uhrzifferblätter zum Leuchten, sondern verspricht, als »flüssigen Sonnenschein« angepriesen, ewige Jugend, wenn es direkt in den Körper gespritzt oder als »Radiumwasser« getrunken wird.

Die 17-jährige Francis Spletts-tochter zählt sich 1921 zu den Glücklichen, als sie einen der begehrten Jobs in der »Waterbury Clock Company« in Waterbury im US-Bundesstaat Connecticut erhält. Die Region Naugatuck Valley gilt wegen der vielen Uhrmanufakturen als die »Schweiz Amerikas«. Millionen Uhren werden jährlich gefertigt; ein Kassenschlager sind die im Ersten Weltkrieg entwickelten Armbanduhren mit Leuchtziffern. Die Artilleristen hatten im Krieg genaue, handliche Uhren benötigt – auch nachts. Da kam Undark, eine fluoreszierende Farbe, gerade recht. Sie geht auf eine Erfindung des Elektroingenieurs William J. Hammer zurück. Er hatte 1902 mit einer Radiumprobe experimentiert, die ihm Marie Curie in Paris überlassen hatte. Sie hatte ihn beein-

druckt, als sie seinen Diamant-ring im Dunkeln zum Leuchten gebracht hatte, indem sie ihn neben eine Schachtel hielt, die ein Gramm Radium enthielt. »Es war, wie wenn man eine brennende Kerze neben den Diamanten gehalten hätte«, erinnert er sich.

Das neue Wunderheilmittel?

Hammer mischt das Radium mit Zinksulfid, von dem bekannt ist, dass es von radioaktiver Strahlung zum Leuchten gebracht wird. Das Resultat ist ein Farbstoff, der nachts glüht. Hammer behandelt mit Radium erfolgreich ein Geschwür an seiner linken Hand und empfiehlt es zur Krebstherapie. Dass beim Hantieren mit radioaktivem Material jedoch grosse Vorsicht geboten ist, ist den Wissenschaftlern der Zeit wohlbekannt. Henri Becquerel, der 1903 zusammen mit dem Ehepaar Curie den Nobelpreis für Physik für die Entdeckung der Radioaktivität erhalten hat, hatte 1901 eines der strahlenden Fläschchen mit Radium wochenlang in seiner Brusttasche herumgetragen und die an einen Sonnenbrand erinnernden Verbrennungen der Haut als direkte Folge der Bestrahlung interpretiert. Unbeabsichtigt inspirierte er damit andere Forscher zur Entwicklung der Strahlentherapie.

William J. Hammer verkauft seine Rezeptur 1914 an die Firma »Radium Luminous Material Corporation« (später US Radium). Die unter dem Markennamen »Undark« vertriebene Leuchtfarbe wird nach Kriegsende zum Renner. Nicht nur Zifferblätter, auch Hausnummern oder die Augen von Puppen leuchten dank Undark, die »besonders hygienischen« Produktionsabfälle werden als Füllmaterial für Sandkästen verkauft. Das passt in eine Zeit, in der Ärzte Radium zur Behandlung aller möglichen Krankheiten empfehlen, und am Institut Curie in Paris sensationelle Heilungserfolge mit Radiumtherapien erzielt werden. Radiumspritzen sind das Botox der besseren Gesellschaft im New York der 1920er-Jahre, während sich in Europa Radiumbäder großer Beliebtheit erfreuen. Die Gefahren spielt auch die in den Vereinigten Staaten populäre Marie Curie immer wieder herunter.

Tödlicher Beruf

Besonders Frauen waren in den Uhrenmanufakturen als Zifferblattmalerinnen gefragt, ihrer »grazilen Hände« und »großen Geschicklichkeit« wegen. Tausende werden in den frühen 1920er-Jahren eingestellt. Denn die Nachfrage nach den Uhren, die nachts

The Power of Radium at Your Disposal
 Twenty-three years ago radium was unknown. Today, thanks to constant laboratory work, the power of this most unusual of elements is at your disposal. Through the medium of Undark, radium serves you safely and surely. Does Undark really contain radium? Most assuredly. It is radium, combined in exactly the proper manner with zinc sulphide, which gives Undark its ability to shine continuously in the dark.

Manufacturers have been quick to recognize the value of Undark. They apply it to the dials of watches and clocks, to electric push buttons, to the buckles of bed room slippers, to house numbers, flashlights, compasses, gasoline gauges, autometers and many other articles which you frequently wish to see in the dark.

The next time you fumble for a lighting switch, bark your shins on furniture, wonder vainly what time it is because of the dark—remember Undark. *It shines in the dark.* Dealers can supply you with Undarked articles.

For interesting little folder telling of the production of radium and the uses of Undark address

RADIUM LUMINOUS MATERIAL CORPORATION
 58 PINE STREET NEW YORK CITY
 Factories: Orange, N. J. Mines: Colorado and Utah

UNDAARK
Radium Luminous Material
Shines in the Dark

To Manufacturers
 The number of manufactured articles to which Undark will add increased usefulness is manifold. From a sales standpoint, it has many obvious advantages. We gladly answer inquiries from manufacturers and, when it seems advisable, will carry on experimental work for them. Undark may be applied either at your plant, or at our own. The application of Undark is simple. It is furnished as a powder, which is mixed with an adhesive. The paste thus formed is painted on with a brush. It adheres firmly to any surface.

so zauberhaft leuchten, explodiert. Alleine 1920 produzieren die Uhrenfabriken in den USA vier Millionen Stück. Zeitgenössische Fotos zeigen die im Stil der Roaring Twenties frisierten, akkurat gekleideten jungen Frauen, die mit schmalem Kamelhaar-Pinsel die Leuchtfarbe auftragen. Ein von den Vorarbeitern empfohlener Trick, das Zuspitzen des Pinsels mit den Lippen, hilft dabei, einen feinen Farbstrich hinzulegen. Fünf-, sechsmal müssen die Pinsel »gespitzt« werden, um ein Zifferblatt zu bemalen. Sie verdienen in einer Fünfzig-Stunden-Woche etwa das Doppelte eines durchschnittlichen Arbeiterinnenlohnes. In der

Nacht leuchten ihre Lippen und Münder. »Wir hatten ein gutes Leben, verdienten gutes Geld. Die Jungs standen auf uns«, erinnert sich Marie Rossiter 1987 im Dokumentarfilm »Radium City« an ihre Zeit als Zifferblattmalerin bei US Radium. Zwei Jahre nach der Ausstrahlung des Films war ihre Freundin tot, gestorben an den Folgen extrem hoher Strahlendosen in ihrem Körper. Den Zifferblattmalerinnen war von den Verantwortlichen stets versichert worden, sie hätten nichts zu befürchten, und es seien auch keinerlei Arbeitsschutzmaßnahmen nötig – obwohl schon damals allgemein bekannt war, welche Gefahren

Radium in sich birgt, wenn es in den Körper gelangt.

Francis Spletstocher war eine der rund 4000 Arbeiterinnen, die die Zifferblätter bemalten. 1925 erkrankt sie an Anämie, einer durch Eisenmangel bedingten Blutarmut. Ihre linke Gesichtshälfte wird immer berührungsempfindlicher, Hals und Rachen schmerzen. Als akute Zahn- und Kieferschmerzen dazukommen, sucht sie einen Zahnarzt auf. In ihrer linken Wange bildet sich ein Loch, das Gewebe beginnt sich aufzulösen. Niemand hat eine Erklärung. Nach vier Wochen qualvollen Leidens stirbt Francis Spletstocher 21-jährig. Die Todesursache ist ein Rätsel für die Ärzte. Ihr Vater, der auch in der Uhrenfabrik arbeitet, weiß es besser: Es sei das Radium, erklärt er, aber er werde den Mund halten, denn er wolle seinen Job nicht verlieren. 150 Kilometer entfernt, in Orange, New Jersey, sind vier junge Frauen eines ähnlich schrecklichen Todes gestorben, die in der Fabrik von US Radium gearbeitet hatten. Weitere acht waren zu diesem Zeitpunkt schwer krank. Die Firmenverantwortlichen wussten, weshalb die Frauen krank waren. Ein Gutachten, das sie in Auftrag gegeben hatte, ließ nur einen Schluss zu: Undark. Die Studie wurde jedoch nur stark verwässert veröffentlicht.

Korruption und Verleugnung vor Gericht

1927 verklagten die schwer kranke Grace Fryer und vier Mitstreiterinnen US Radium. Fryer hat in den Jahren 1917 bis 1920 Zifferblätter bemalt. Kurz darauf erkrankt sie. Kein Arzt kann ihr helfen. 1925 versichert ihr ein Arzt, sie sei vollkommen gesund. Er ist von US Radium bestochen. Das Verfahren zieht sich in die Länge und wird zum Wettlauf

mit dem Tod der Klägerinnen. Am ersten Verhandlungstag, dem 11. 01. 1928, können nur drei der Klägerinnen teilnehmen. Grace Fryer hat alle Zähne verloren, sie kann nur dank einer Rückenstütze aufrecht sitzen. Keine der Frauen ist in der Lage, die Hand zum Schwur zu erheben. Sie betonen, sie seien vollkommen gesund gewesen, bevor sie mit der Arbeit bei US Radium begonnen hätten. Die Anwälte der Gegenpartei behaupten, die Frauen litten an psychischen Problemen: »Radium regt wegen seiner mysteriös erscheinenden Eigenschaften die Fantasie an, und nur darum geht es in diesem Fall.« Aus Frankreich äußert sich Marie Curie in einem Interview: »Ich wünschte, ich könnte helfen.

Aber es gibt leider keinen Zweifel: Ist Radium einmal in den Körper gelangt, gibt es keinerlei Möglichkeit, es zu zerstören oder zu entfernen.« Im Rechtsstreit kommt es 1929 zu einem Vergleich ohne ein Schuldeingeständnis von US Radium. Die fünf Frauen erhalten je 10 000 Dollar und eine lebenslange Jahresrente von 600 Dollar. Der vermittelnde Richter ist selbst Aktionär von US Radium. Grace Fryer stirbt am 27. Oktober 1933 im Alter von 35 Jahren. 1935 sind alle Klägerinnen tot. An ihren Gräbern ist die Strahlung bis heute messbar.

Erste Vorsichtsmaßnahmen

Auch die Waterbury Clock Company gab nie zu, dass der Tod

von Francis Splettstocher etwas mit ihrer Arbeit als Zifferblattmalerin zu tun hatte. Doch noch im selben Jahr wird, wie in den Fabriken von US Radium, das Spitzen der Pinsel mit den Lippen untersagt, und erkrankte Arbeiterinnen erhalten medizinische und finanzielle Unterstützung. In den Ateliers der Zifferblattmalerinnen werden Luftreinigungsanlagen installiert, die Angestellten tragen Gummihandschuhe, die Haare werden in Netze zusammengebunden. Ab dem 2. Mai 1941 gilt in den Vereinigten Staaten ein Grenzwert von 0,1 Microcurie pro Jahr für die maximal zulässige Belastung von Zifferblattmalerinnen und -malern. Dies entspricht nach heutiger Lesart etwa einer Dosis von 250 Millisievert. Wer in einem Atomkraftwerk arbeitet, darf maximal 20 Millisievert pro Jahr aufnehmen, die gesamte Dosis darf über die Jahre 400 Millisievert nicht überschreiten.

Wie viele Radium-Girls tatsächlich an den Folgen des Radiums in ihren Körpern gestorben sind, lässt sich kaum mehr ermitteln. Das Argonne National Laboratory begleitete über 2400 der Verstrahlten durch ihr Leben und untersuchte sie regelmäßig mit Röntgenapparaten und Blutproben. Danach lag die Sterblichkeit der Radium-Girls deutlich höher, als natürlicherweise zu erwarten gewesen wäre. Doch zu einer umfassenden Auswertung kam es nie. Das Forschungsprogramm wurde 1993 eingestellt.

Das Radium strahlt noch immer

Die meisten Fabriken, in denen sie gearbeitet hatten, sind abgerissen, die Gelände wurden um die Jahrtausendwende auf Staatskosten dekontaminiert. Die Gebäude der Waterbury Clock Company stehen noch. Die Räume



wurden 2002 von den noch immer vorhandenen Spuren der einstigen »Quelle ewiger Jugend« befreit. Im Werkmuseum der Nachfolgefirma Timex bleiben Francis Splettstocher und Kolleginnen unerwähnt. Ihre Geschichte ist die Geschichte missbrauchter Unschuld.

Die Leuchtziffern der Radium-Uhren sind längst erloschen, weil das Zinksulfid schon nach einigen Jahren nicht mehr auf die Bestrahlung reagiert. Doch das Radium strahlt noch immer – bei einer Halbwertszeit von 1600 Jahren noch über viele Jahrtausende. Uhrmacher lassen deshalb die Hände davon, oder sie arbeiten nur mit Schutz-ausrüstung. Wer in der Schweiz eine alte Uhr mit Leuchtziffern über den Hauskehricht entsorgt, macht sich denn auch strafbar. Sie müssen in gesonderten Sammlungen kostenpflichtig entsorgt werden. Urs Fitze, Journalist und Autor

Die Kern- energie begleitet uns noch lange

Die Kernkraftwerke sofort abstellen, sie abstellen und gleichzeitig alternative Energien fördern, sie nicht abstellen und ihre Laufzeit verlängern oder gar neue Kernkraftwerke bauen? Die Zukunft der Kernenergie ist schwierig zu beurteilen. Unabhängig davon stellt sich die viel schwierigere Frage der Endlagerung. Denn leider haben die strahlenden Endprodukte eine sichere und lange Zukunft. Eine sehr lange sogar. Wer kann garantieren, dass die radioaktiven Abfälle auch in 100 000 Jahren sicher lagern? Die Planer und Erbauer von Endlagern für hochradioaktive Abfälle müssen in diesem Zeit-horizont denken und rechnen, denn so lange bleiben die Abfälle eine Gefahr für die Umwelt.

»Onkalo« heißt auf Finnisch »Versteck«. Onkalo liegt bei Olkiluoto, wo zurzeit das erste Endlager der Welt im Bau ist. 2020 wird Finnland mit der Endlage-

rung beginnen. Wenn alle Abfälle 500 Meter unter der Erde liegen, werden vermutlich die Gänge und der Eingangsbereich zugeschüttet. Wird danach der Ort vergessen gehen? Oder sollte er doch gekennzeichnet werden?

Auch die Schweiz und Deutschland stehen vor der schwierigen Entscheidung, einen geologisch sicheren Ort für die Endlagerung zu benennen, sich über die sogenannte Rückholbarkeit der Abfälle im Klaren zu werden und vor allem die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass das Endlager unter ihrem Boden notwendig ist. Die Auseinandersetzungen um das Atommülllager Gorleben in Deutschland zeigen, wie viele Fehler während dieses Prozesses gemacht werden können. Die Kernkraft wird uns deshalb mit oder ohne Ausstieg noch lange beschäftigen.

Martin Arnold, Journalist und Autor



**Ersetzt nicht die eigene Meinung.
Aber verhilft zu ihr.**
4 x jährlich mit Buchbeilage.

pszeitung.ch/abonnemente

Die »vergessenen Kinder« – Im Schatten der kranken Geschwister

Wenn ein Kind an einer schweren Krankheit leidet, ist es eine belastende Situation für die ganze Familie. Dabei ist es normal, dass das kranke Kind im Zentrum der Familie steht. Doch oft hat es noch gesunde Geschwister. Wie gehen diese damit um, wenn sich die Aufmerksamkeit der Eltern auf das eine Kind konzentriert? Ein Gespräch mit der Psychotherapeutin Madeleine Walder-Binder über die Situation der sogenannten »vergessenen Kinder«.

Wie sollen Eltern ihre Kinder darüber informieren, dass ihr Bruder oder ihre Schwester schwer krank ist?

Die Kommunikation mit den Kindern ist das A und O, denn wenn sie über die Situation der kranken Geschwister nicht aufgeklärt sind, ist es möglich, dass sie Fantasievorstellungen erliegen und falsche Schlüsse ziehen. Kinder merken – auch wenn die

Eltern nichts sagen –, dass ein Problem da ist, und es tauchen Fragen bei ihnen auf: Ist meine Schwester/mein Bruder sehr krank? Wird er/sie sterben? Kann ich die Krankheit auch bekommen? Warum beachtet mich keiner mehr? Es entwickelt sich bei den gesunden Kindern oft eine Eigendynamik, die schädlich sein kann: Sie machen sich beispielsweise Vorwürfe und fragen sich:

Was mache ich falsch? Das kann so weit gehen, dass sich beim Kind psychische Störungen manifestieren.

Das Wichtigste ist, dass man die Kinder ehrlich informiert. Trotzdem rate ich den Eltern immer, Rücksicht auf das Alter des Kindes zu nehmen: Man soll nur auf die Fragen antworten, die das jeweilige Kind hat, damit es sich verstanden fühlt und aufgeklärt ist. Es ist nicht gut, zu viel zu reden und die Kinder zu überfordern, denn sie fragen nur nach dem, was sie auch verstehen können. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass man die Situation niemals verschönern soll. Ein schwer krankes Kind in der Familie zu



haben ist ein sehr schmerzvolles und heikles Thema. Es ist etwas vom Schlimmsten, was man sich vorstellen kann. Und das gesunde Kind spürt das auch.

Wie gehen die gesunden Kinder damit um, wenn das kranke Kind plötzlich im Mittelpunkt steht?

Es gibt in diesem Fall keine typische Verhaltensweise. Bei einem Todesfall des schwer kranken Kindes kann bei den gesunden Geschwistern die ganze Gefühlspalette als Reaktion aufkommen: Das eine Kind ist wütend, das andere aggressiv und das dritte Kind wird ganz still und spricht nicht mehr. Das ist von Kind zu Kind meist sehr unterschiedlich.

Wie sollen die Eltern mit dem gesunden Kind umgehen?

Ganz wichtig ist, dass die Eltern sich gezielt Zeit für das Kind nehmen. Als Erwachsener hat man viel zu tun, und es ist leichter und zeiteffizienter, nebenbei während dem Abwasch mit dem Kind zu sprechen. Das Kind jedoch braucht Aufmerksamkeit. Und zwar die ganze.

Wenn man eine schwer kranke Schwester/einen schwer kranken Bruder hat, erlebt man sehr häufig eine Abwesenheit der Eltern, sei es eine physische oder psychische. Deshalb ist es sehr wichtig, dass die Eltern genau hinsehen und sich oft selbst fragen, wie es dem gesunden Kind wohl geht und was ihm fehlen könnte. Es wäre schön, wenn sich die Eltern – neben dem erdrückenden Alltag, der geprägt ist von Spitalbesuchen und Sorgen – Zeit für das Kind freihalten würden, um mit ihm zu sprechen oder gemeinsam etwas zu unternehmen.

Es ist anzunehmen, dass die gesunden Geschwister dem kranken Kind helfen möchten. Kann dieses



oben: Madeleine Walder-Binder im Gespräch

links: Marina (rechts) zusammen mit ihren jüngeren Geschwistern

Hilfsbedürfnis zu einer Verantwortung werden, die den gesunden Kindern zu groß wird?

Das Bedürfnis, dem Geschwister zu helfen, kommt sehr oft vor. In den meisten Fällen ist es jedoch eine vergebliche Hilfe, die das kranke Geschwister nicht rettet. Diese Erfahrung der Hilflosigkeit, dass man helfen möchte, aber gleichzeitig nichts ausrichten kann, prägt viele dieser Kinder ungemein. Ich erlebe es sehr häufig, dass viele von ihnen als Erwachsene einen sozialen Beruf ausüben. Mir sind auch Fälle bekannt, in denen die Schuldgefühle gegenüber den kranken Geschwistern sogar noch im Erwachsenenalter präsent sind. Und das, obwohl man überhaupt nichts dafür kann, wenn man der kranken Schwester/dem kranken Bruder nicht helfen konnte.

Vermutlich ist es für die gesunden Kinder sehr schwer, über ihre eigenen Sorgen bezüglich des kranken Kindes offen zu sprechen. Im Buch »Ein Stein, der mir Flügel macht« erfindet die Mutter der unheilbar kranken Marina (fünf Jahre alt) die »Kräuterhexe«, die

sich um Marina sorgt und ihr mit Briefen und kleinen Geschenken Hoffnung spendet. Wie schätzen Sie solche Fantasiefiguren wie die Kräuterhexe als psychische Stütze ein?

Schon immer haben die Menschen Metaphern benutzt, um mit komplexen Sachverhalten umzugehen. Man findet sie zuhauf in den Religionen und den verschiedenen philosophischen Strömungen. Ich denke, dass wir Menschen – nicht nur die Kinder – komplexe und unangenehme Dinge immer wieder symbolisieren. Das ist eine indirekte, aber sehr wirkungsvolle Weise, etwas mitzuteilen und richtig begreiflich zu machen. Kindern fällt es oft sehr schwer, direkt über ihre Probleme zu sprechen. Die Probleme zeigen sich deshalb meist auf indirekte Weise, im Spiel zum Beispiel.

Auch die Kräuterhexe ist ein solches Symbol. Ich verstehe sie als eine Ressourcenfrau, mit enormem Wissen und magischen Fähigkeiten. Und das Wichtigste: Sie ist Hoffnungsträgerin. Sie zeigt auch Lösungswege auf, die die bisherigen Muster in der Fa-

milie aufbrechen; es ist etwas Neues. So werden neue Erfahrungen ermöglicht.

Gibt es Unterstützungsangebote für die gesunden Geschwister?

Bei uns in der Branche nennt man diese Kinder (ebenfalls Kinder von kranken Elternteilen), die an Aufmerksamkeitsmangel leiden, die »vergessenen Kinder«. Im Internet gibt es sehr viel hilfreiche Information, aber auch Hilfsangebote, wie Foren, wo man die Möglichkeit hat, sich mit anderen Menschen auszutauschen, die dasselbe Problem kennen. Zudem gibt es auch die Kinder- und Jugendberatungsstellen, die in solchen Fällen helfen. Eine weitere wichtige Anlaufstelle ist der Kinderarzt.

Es gibt also Unterstützungsangebote für die gesunden Kinder, aber man muss sich auch um diese Hilfe bemühen. Niemand kommt einfach vorbei und fragt nach, ob Hilfe erwünscht ist. Eine gewisse Eigeninitiative ist notwendig, was problematisch ist, da viele gesunde Kinder verstummen, wenn ihnen der Stress zu groß wird. Ein weiteres Hindernis ist meiner Erfahrung nach meist, dass viele Familien eine Art »geschlossenes System« bilden, in das sie keine Hilfe von außen hereinlassen. Ich denke, dass es bereits eine sehr große Hilfe sein kann, wenn man Freunde und Bekannte in das Familienleben mit einbezieht und das kranke sowie das gesunde Kind nicht völlig isoliert.

Leider werden die gesunden Geschwister schon sehr früh mit dem Tod konfrontiert, wenn ihre kranke Schwester oder ihr kranker Bruder stirbt. Wie verstehen Kinder den Tod?

Die kleinen Kinder, etwa bis zum Kindergartenalter, verstehen den Tod grundsätzlich noch nicht

wirklich. Ich kann ein Beispiel dazu machen: Mein Enkel war bei einer Beerdigung dabei. Drei Wochen später hat er seinen Vater gefragt: »Hatte der Mann, der gestorben ist, Kaugummi bei sich?« Dann hat der Vater nachgefragt, wieso er denn Kaugummi bei sich haben sollte. Und der Sohn antwortete: »Wegen dem Druckausgleich.« Mein Enkel kannte den Druckausgleich vom Flugzeug her und hat gehört, dass der Mann nun im Himmel ist. Da war es für ihn klar, dass der Mann beim Flug in den Himmel mit dem Druckausgleich konfrontiert werden würde. Es ist faszinierend, was für pragmatische und detailreiche Fragen Kinder bei einem Todesfall interessieren.

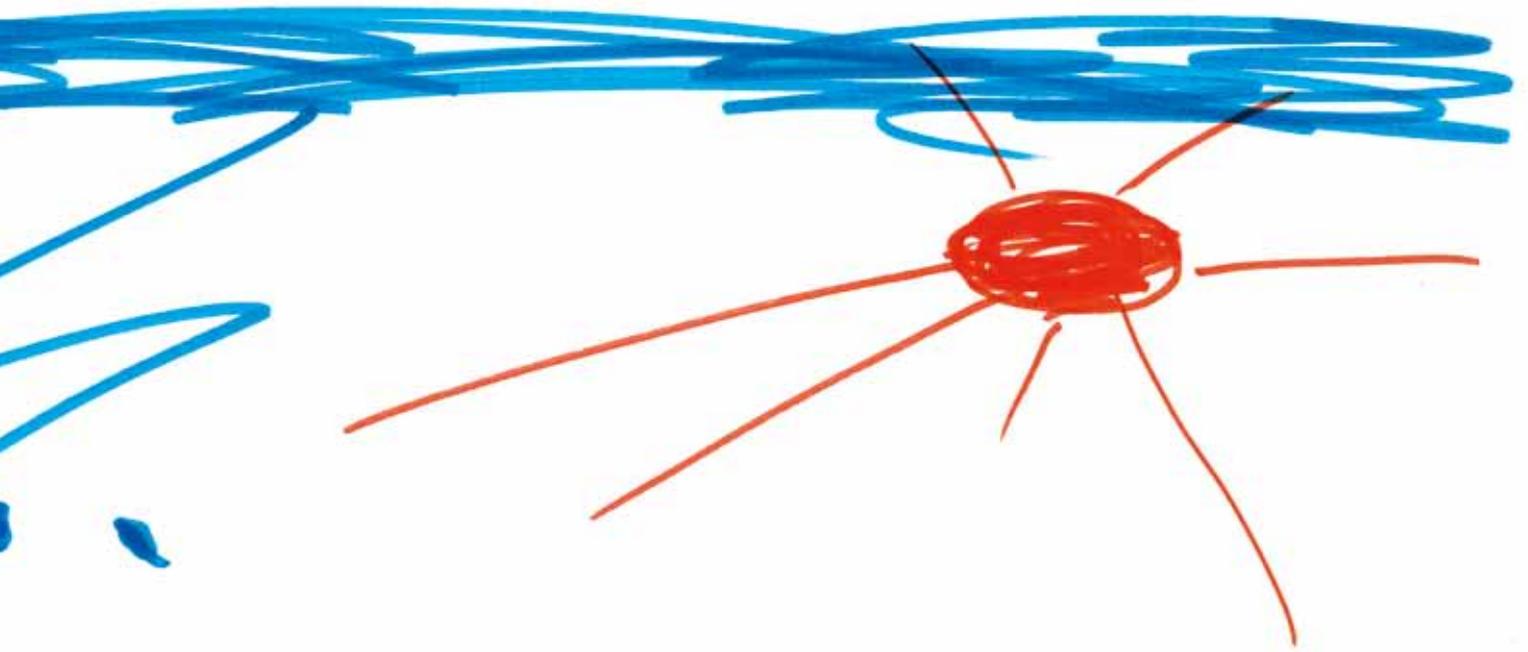
Vom Grundschulalter an beginnt man, zumindest in der Theorie, zu verstehen, dass der Tod endgültig ist. Ob man dann bei einem Todesfall die Endgültigkeit des Todes gleich begreift, ist eine andere Frage. Mit der Pubertät entwickelt sich das Denken über den Tod zu dem der Erwachsenen.

Wie zeigt sich die Trauer bei Kindern? Unterscheidet sie sich von der Trauer der Erwachsenen?

Der Umgang und die Einstellung zum Tod gehören zu den zentralen Fragen des Lebens, und ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass es da Unterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen gibt. Es kann sein, dass ein Kind schon einige Tage nach dem Tod seiner Schwester/seines Bruders wieder ausgelassene Momente erlebt und lachen kann. Das ist aber völlig normal und kann durchaus auch bei Erwachsenen der Fall sein. Jeder Mensch möchte, dass das Leben weitergeht. Und es soll auch weitergehen dürfen.



Ich bin der Meinung, dass es den Kindern den Umgang mit dem Todesfall erleichtert, wenn sie verstehen, dass der Tod etwas Natürliches ist, und wenn sie auch sonst schon gelernt haben, dass man im Leben Abschied nehmen muss – auch wenn es bisher nur kleine Abschiede gewesen sind. Den Tod als einen natürlichen Abschied zu verstehen, kann den Kindern sehr helfen. Deshalb ist es hilfreich, dass die gesunden Geschwister den Tod des kranken Kindes miterleben.



Die kranke Marina drückte ihre Gefühle und Wünsche in Zeichnungen aus. Diese schickte sie der Kräuterhexe.



Wie sollen sich die Eltern verhalten, wenn das kranke Kind gestorben ist? Was ist bei der Trauerarbeit wichtig?

Es ist Schwerstarbeit für die Familie und auch die Paardynamik, miteinander einen Weg zu finden, um weiterzumachen, nachdem ein Familienmitglied gestorben ist. Und es gibt kein Rezept dafür, wie man sich genau verhalten soll. Es ist oft sehr hilfreich, wenn das Elternpaar für ihre Beziehung professionelle Hilfe sucht. Zudem ist es wichtig, dass man den Tod nicht ver-

harmlos. Dem Kind etwa zu erzählen, dass sein Brüderlein in ein paar Jahren wiederkommt, sollte man unterlassen. Auch nach dem Tod des kranken Kindes sollte man als Elternteil die Fragen der gesunden Kinder erspüren. Es ist eine Haltung der Sorg- und Achtsamkeit notwendig. Kinder mögen es nicht, wenn man sich mit Fragen aufdrängt und wissen möchte, ob sie traurig sind oder was sie genau über den Tod denken. Wenn man auf ihre Neugier eingeht und sie mit ihren Fragen zu den Eltern

kommen dürfen, dann werden sie auch kommen.

Interview: Alexander Kamber (Assistent), Selina Stuber (Lektorin)

Madeleine Walder-Binder

Madeleine Walder-Binder ist Fachpsychologin für personenzentrierte Psychotherapie FSP/SBAP und für Kinder- und Jugendpsychologie FSP. Sie arbeitet seit Jahren in eigener Praxis mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in Winterthur sowie als Supervisorin. In ihrer Arbeit ist ihr besonders das Einbeziehen von kreativen Mitteln wie Sandspiel, Focusing, Körperarbeit und Ritualen wichtig.



Otto Streckeisen | Corina Fistarol, Ralph Kunz, Walter Lüssi (Hg.) | Heimgang. Gedanken über den Lebensabend | 224 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907625-88-0 | CHF 28.80 | EUR 28.50 Mai 2015

»Heimgang« enthält die Kolumnen von Pfarrer Otto Streckeisen. Berührend offen, warmherzig und lebensklug berichtet er vom Alltag im Altersheim, von seinen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern sowie seiner eigenen Rolle in dieser Schicksalsgemeinschaft. Die dichte Beschreibung dieser kleinen Welt wird zum Spiegel der ganzen Gesellschaft.

Texte von Fachpersonen umrahmen die Gedanken von Otto Streckeisen und beleuchten die Thematik auf unterschiedliche Weise: aus psychologischer, philosophischer, theologischer oder poetischer Sicht.

»Heimgang« ist keine Vorbereitung auf den Tod. Es ist eine Hommage ans Leben.



Otto Streckeisen (1918–2013) wurde in Löhningen (Kt. Schaffhausen) geboren. Er studierte Theologie und wurde 1945 in Schaffhausen zum Pfarrer der reformierten Kirche ordiniert. Streckeisen entwickelte sich zum offenen, liberalen Theologen mit starkem ökumenischen und sozialen Engagement. Nach seiner Tätigkeit in der Kirchgemeinde Dornach (SO) wirkte er von 1976 bis zur Pensionierung 1984 in der Gemeinde Lohn-Stetten-Büttenhardt (SH).



Martin Arnold, Urs Fitze | Die strahlende Wahrheit. Vom Wesen der Atomkraft | ca. 328 S. Hardcover | Abbildungen und Grafiken | ISBN 978-3-907625-77-4 | CHF 36.00 | EUR 36.00 Oktober 2015

Absolut »wahr« ist an der Atomkraft eigentlich nur ihre ungeheure Energie und die Tatsache, dass der Mensch damit Kräfte weckt, die er über Jahrhunderttausende im Griff behalten muss. Alles andere wird sehr schnell relativ bzw. relativiert; man bewegt sich auf einem Feld, wo sich Experten, Meinungsmacher, Ideologen, Betroffene, Opfer, Lobbyisten und Politiker tummeln.

In Form von Sachtexten informieren die Autoren gut verständlich über den Nutzen und die Risiken der Atomkraft und den Stand der noch immer ungelösten Endlagerungsproblematik. In ausführlichen Statements und einem Streitgespräch erläutern Experten »ihre« Wahrheit der Atomkraft. Und schließlich er-

zählen Urs Fitze und Martin Arnold in Reportagen aus Japan und Tschernobyl fern von den üblichen Katastrophenberichten über das Leben der Bewohner und den Zustand der Natur nach dem Super-GAU.



Martin Arnold, 1961, und **Urs Fitze**, 1962, sind Mitbegründer des Pressebüros Seegrund und seit 1989 als freie Journalisten für Zeitungen und Zeitschriften in der Schweiz, Deutschland und Österreich tätig. Ihre Schwerpunkte sind Umwelt, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit. Sie sind Autoren diverser Bücher.

Das Buch erzählt die Geschichte der schwer kranken Marina und ihrer Familie. Mit fünf Jahren wurde die ärztliche Diagnose gestellt, dass Marina an einem Neuroblastom der Niere leide. Darauf folgten unzählige Untersuchungen und Spitalaufenthalte – sowohl für Marina als auch für die ganze Familie eine enorme Belastung.

Als psychische Stütze in dieser schweren Zeit erfand Marinas Mutter, Regula Meier, die Fantasiefigur Chrisanthemia, die sich um das Wohlergehen kranker Kinder kümmert. Zwischen der Kräuterhexe Chrisanthemia und Marina entstand ein reger Briefwechsel, der als lebendiger Faden durch das Buch leitet. Dank

der Kräuterhexe entwickelte Marina Kraft, um bei der langwierigen und kräftezehrenden Therapie engagiert mitzumachen.

Das Buch zeigt eindrücklich, wie wertvoll die Kraft der Fantasie in der Behandlung kranker Kinder sein kann.



Regula Meier, 1974, ist Mutter dreier Kinder und lebt mit ihrer Familie in Wiesendangen, Kanton Zürich. Nach ihrer Ausbildung zur dipl. Radiologieassistentin machte sie eine Zweitausbildung zur dipl. Dentalhygienikerin HF und baute gemeinsam mit ihrem Ehemann eine eigene Zahnarztpraxis auf.



Regula Meier | Ein Stein, der mir Flügel macht. Wie meine krebserkrankte Tochter der Kräuterhexe begegnete | 208 S. | Hardcover | farbige Abbildungen | ISBN 978-3-907625-89-7 | CHF 28.80 | EUR 28.80 | September 2015

Unser Bestseller nun auch als Hörbuch!

Eine Demenzerkrankung ist nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern insbesondere für die Angehörigen eine starke Belastung. Oft übernehmen sie jahrelang die Pflege einer geliebten Person, die physisch zwar präsent, psychisch aber abwesend ist. Gerade dieses »Da-und-doch-so-fern«-Sein ist schwer zu verkraften. Mit Empathie und didaktischem Geschick geht die Psychotherapeutin Pauline Boss auf die Anliegen der Angehörigen ein und hilft ihnen zu akzeptieren, dass sie nicht alles unter Kontrolle haben müssen und auch negative Gefühle und Trauer zulassen dürfen.

Das Buch resp. Hörbuch hilft Angehörigen dabei, Zuversicht und seelische Widerstandskraft

zu gewinnen, die eigene Trauer und die Widersprüchlichkeit im Leben mit Demenzkranken zu akzeptieren; die Themen »Beziehung« und »Abschiednehmen« werden dabei besonders stark gewichtet.



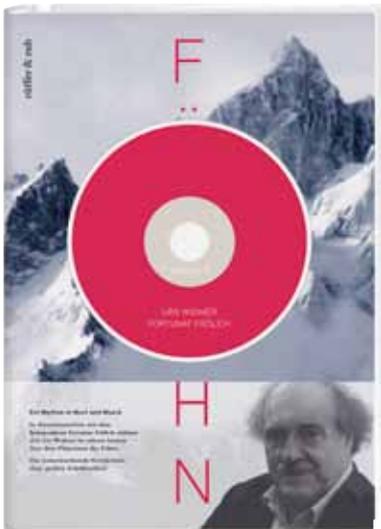
Prof. em. Dr. Pauline Boss, Familientherapeutin, Universität Minnesota. Sie ist bekannt für ihre Forschung zum Thema Stressreduktion für Familien. | **Dr. med. Irene Bopp-Kistler**, Geriaterin und leitende Ärztin an der Memory-Klinik, Waidspital Zürich. Die Klinik stellt neben den Demenzkranken die Angehörigen in den Mittelpunkt des therapeutischen Settings. | **Marianne Pletscher**, Dokumentarfilmerin und Buchautorin, hat über Demenz zwei Dokumentarfilme und ein Schulungsvideo gedreht.



Pauline Boss | Da und doch so fern. Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken Hrsg. von Irene Bopp-Kistler und Marianne Pletscher

Hörbuch | gelesen von Larissa Schleelein 4 CDs, 264 Min. | ISBN 978-3-907625-92-7 | CHF 36.00 | EUR 36.00 | Mai 2015

Buch | Aus dem Amerikanischen von Theda Krohm-Linke | 240 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907625-74-3 | CHF 36.00 | EUR 29.80



Urs Widmer | Fortunat Frölich | Föhn – Ein Mythos in Text und Musik | ca. 180 Seiten Hardcover | mit Audio-CD | s-w-Abbildungen CHF 38.00 | EUR 38.00 | Mai 2016

Widmers und Lyssys Schweizer Wetterlagen

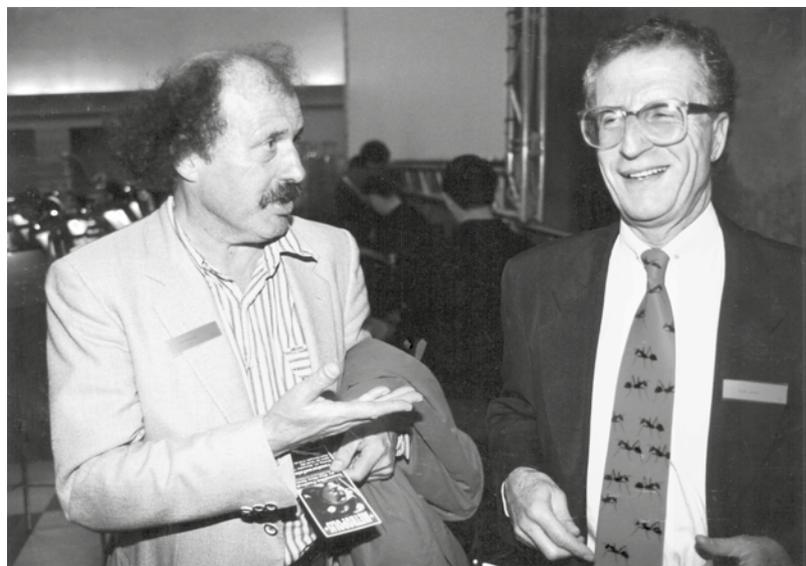
Vor 15 Jahren erschien als Auftakt im rüffer&rub Sachbuchverlag der autobiografische Bericht »Swiss Paradise« von Rolf Lyssy. Und noch bevor man die ersten Worte des »Schweizermachers« las, begegnete man im Vorwort den Sätzen des Schriftstellers Urs Widmer. Nun dürfen wir beide – auf ganz unterschiedliche Weise – wieder in unserem Programm ankündigen.

Plötzlich kommt ein warmer Wind auf und trocknet die Wolken vom Himmel. Die Berge rücken aneinander, alles scheint näher, klarer, schöner, heller, und die Sonne strahlt in ihrer Maßlosigkeit. Postkartenzauber! Der

Föhn gehört zur alpinen Welt und zu den Alpenländern wie die Berge selbst. Geliebt und gefürchtet ist er und verankert in unserem Alltag. Urs Widmer hat seinen allerletzten Text dem »Föhn« gewidmet, und der Komponist Fortunat Frölich wurde beauftragt, die Musik zu diesem Musiktheater zu schreiben. Unter der Regie von Christian Zehnder feierte »Föhn« am 16. September 2014 im Theater Basel Premiere. Das Publikum und die Presse waren begeistert. Die *Südostschweiz* schrieb: »Kraftvoll fabulierend wie eh und je, erfindet Urs Widmer den Mythos vom Mannsbürg und vom Föhn, einer aus dem Berg geborenen Winds-



Georg Kohler | Felix Ghezzi, Hg. »Die Schweizermacher« – und was sie mit der Schweiz machten | ca. 180 Seiten | Hardcover zahlreiche s-w-Abbildungen | CHF 29.80 EUR 29.80 | Februar 2016





oben: Filmplakat aus der ehem. DDR | links: Urs Widmer und Rolf Lyssy, 1994

braut, die stürmisch durchs Tal fegt«, und die *Badische Zeitung* lobte: »Die ›Föhn‹-Musik entwickelt sich zum kongenialen Partner der Widmer'schen Beschwörungen der leidenschaftlichen Naturkräfte.« Leider konnte Urs Widmer die Aufführungen nicht mehr selbst erleben, er ist am 2. April 2014 verstorben. Nach den Aufführungen waren sich die Ausführenden und die Witwe May

Widmer-Perrenoud jedoch einig, dass das Werk in eine Form gebannt werden soll, die Text und Musik verbindet. Zu Urs Widmers Geburtstag am 21. Mai 2016 wird im rüffer & rub Sachbuchverlag ein Buch erscheinen, inklusive Tonaufnahmen, die als CD beigelegt sind. Nebst den Texten von Urs Widmer wird es auch kurze Texte zur Entstehung des Projektes und zur Musik geben.

Patriotische Selbstironie

Wie der Föhn zur Schweizer Wetterlage gehört, so ist seit 1978 der Film »Die Schweizermacher« nicht mehr aus der Filmgeschichte wegzudenken. Noch immer ist es der erfolgreichste Schweizer Film. Darüber hinaus ist Rolf Lyssys »Die Schweizermacher« das hierzulande seltene Beispiel patriotischer Selbstironie. Die bald vierzigjährige Filmkomödie hat nicht nur ein ganzes Land über sich lachen lassen, sondern auch dessen Selbstbewusstsein verändert. Zum Besseren; mindestens teilweise.

Am 25. Februar 2016 feiert Rolf Lyssy seinen 80. Geburtstag. Vor 15 Jahren hat er dem Verlag mit »Swiss Paradise« ein fulminantes Debüt beschert. Nun schenkt der Verlag zusammen mit Weggefährten des Filmemachers ihm zu seinem runden Geburtstag eine Hommage in Form eines Buches. »Die Schweizermacher – und was sie mit der Schweiz machten« wird den Film in seiner Bedeutung als einer ikonischen Station gesellschaftlich wirksamer Selbstbegegnung der Schweiz mit ihr selbst und ebenso als das Werk eines großen Filmemachers und Zeitgenossen behandeln. Neben den Herausgebern Georg Kohler und Felix Ghezzi werden unter anderem der Journalist Thomas Zaugg, die Professorinnen Elisabeth Bronfen und Gesine Krüger sowie der Oscar-Preisträger Xavier Koller Texte oder der Filmemacher Fredi M. Murer Zeichnungen rund um die »Schweizermacher« beitragen. Felix Ghezzi, Lektor

Ein bisschen Hausmusik auf Chinesisch

Franz Hohler war im Laufe seiner Karriere in vielen Ländern auf allen Kontinenten unterwegs. Seine einzige China-Reise unternahm er mit einer Gruppe von Schweizer Kulturvertreterinnen und -vertretern, als das Land eben daran war, sich nach der grausamen und bleiernen Zeit von Maos Kulturrevolution vorsichtig zu öffnen.

Initiiert und mitorganisiert wurde die Exkursion im Herbst 1982 vom Berner Kulturjournalisten Daniel Leutenegger. Er leitete damals – gerade erst 27-jährig – die Kulturredaktion der »Berner Zeitung« und machte mit seinen Kolleginnen und Kollegen daraus für ein paar Jahre einen der witzigsten, originellsten und ideenreichsten Kulturteile in Deutschschweizer Zeitungen. Wie da die Kulturschaffenden einbezogen und welche überraschenden Formen der Berichterstattung gefunden wurden, war einzigartig.

Es war ein bunter Haufen, der sich am 22. September 1982 auf die Reise nach China machte. Daniel Leutenegger hatte Vertreterinnen und Vertreter aus verschiedenen Sparten angefragt: Clown Dimitri mit Frau Gunda, die Kabarettisten Franz Hohler und Kaspar Fischer, Rocksänger Polo Hofer, die Schriftstellerin Madeleine Santschi und die Journalistin Isabelle Guisan, Malerin und Zeichnerin Nell Arn, Jazzmusiker Mani Planzer, Fotograf Edouard Rieben, Architekt Hans-Rudolf Abbühl, Monika Coray, die Vizepräsidentin der Freundschaftsvereinigung Schweiz-China und Daniel Leutenegger selbst. Ich durfte als Vertreter der Liedermacher mitreisen, die damals mit ihren Gitarren (und ich auch noch mit einem Hackbrett)

die Kleinbühnen der Schweiz unsicher machten.

Zwar spürten wir, dass China die Tür zur Außenwelt einen kleinen Spalt geöffnet hatte, aber wir hatten häufig das Gefühl, nicht nur in einem fremden Land oder Kontinent, sondern in einer fremden Welt gelandet zu sein. Jeden Tag gab es neues Unbekanntes zu sehen, zu hören, zu riechen, zu kosten, zu bestaunen. Und weil wir eine (allerdings inoffizielle, sich selbst finanzierende) Kulturdelegation waren, hatten wir einige besondere Vorrechte: So durften wir den Stars der Pekinger Oper nicht nur auf der Bühne, sondern auch beim Training zuschauen, konnten den Ensemblemitgliedern der Sichuan-Oper in Chengdu indiskrete Fragen über ihre Berufsgeheimnisse stellen, erhielten ein Privatkonzert von Musikern aus Kunming und durften in Shanghai das berühmte Konservatorium besuchen sowie an verschiedenen Orten stundenlang mit Künstlern aus allen unseren »Branchen« sprechen.

Unterschiedliches Humorverständnis

Wir bedankten uns jeweils mit Kurzauftritten für die Vorführungen der chinesischen Kolleginnen und Kollegen. Dimitri beispielsweise bastelte sich aus Zweigen eines Buschs vor dem

Hotel und aus Fischgräten Stäbe, wie chinesische Artistinnen sie verwenden, um Teller kreisen zu lassen. Mit den improvisierten Stäben und mit Tischtennisbällen persiflierte er unsere Schwierigkeiten mit Esstäbchen. Dann ließ er die Teller tatsächlich auf den Stäben kreisen und jonglierte dazu die Tischtennisbälle mit dem Mund. Kaspar Fischer entwickelte auf großen Papierbogen aus den chinesischen Schriftzeichen für Pferd, Kamel, Hund und Papagei Zeichnungen dieser Tiere und schlüpfte als Pantomime dann gleich in die entsprechende Tierrolle.

Solch ungewohnte Verbindungen zwischen europäischen und chinesischen Künsten lösten bei den Gastgebern große Begeisterung aus – auch wenn wir oft konstatieren mussten, dass das Humorverständnis auf beiden Seiten nicht immer dasselbe war. Franz Hohler schaffte solche Verbindungen sogar sprachlich: Er übte mit unserer Dolmetscherin seine Kurzgeschichte »Das Ektische« von der ektischen Sprache und sein Lied von der Hausmusik (»Die Macht der Musik«) ein und gab mit ihr eine zweisprachige Vorführung. Die Dolmetscherin setzte ihre Übersetzungen präzise in die Pausen von Franz' Gesang hinein



**Franz Hohler hatte auf Chinesinnen und Chinesen
eine mindestens so große Wirkung wie der
legendäre Vorgänger auf die Ratten in Hameln.**

und gab dabei auch alle Wiederholungen wieder (»Und dann macht ein bisschen Hausmusik, Hausmusik, Hausmusik – Und dann macht ein bisschen Hausmusik!«). Bis heute habe ich nicht vergessen, dass »Hausmusik« auf Chinesisch zháizi yīnyuè heißt (in meiner Erinnerung und Behelfsbuchstabierung »tsaatsi jinnie«). Der geniale Sprachspieler Hohler schaffte es sogar, aus der in den vier Städten Beijing, Chengdu, Kunming und Shanghai jeweils sehr unterschiedlichen Aussprache des chinesischen Wortes für »Fisch« ein Wortspiel zu basteln, das auch die Chinesen zum Lachen brachte. Mit seinem Cello und meinem Hackbrett spielten wir schließlich an verschiedenen Orten von Mani Planzer arrangierte Schweizer Melodien und begleiteten Polo Hofer, der seine erstklassigen Jodelkünste

unter Beweis stellte und mit Löffeln und Perkussion auf allen möglichen Körperteilen virtuos an seine frühere Karriere als Schlagzeuger anknüpfte.

Große und kleine Virtuosen

Am eindrucklichsten war jedoch Hohlers und Kaspar Fischers Eintauchen in die fremde Welt. Fischer war in seinem frisch erstandenen Mao-Anzug und -Mütze und seiner perfekten Körpersprachenimitation kaum noch von den Chinesen zu unterscheiden. Und Franz Hohler machte bei einem frühmorgendlichen Ausflug in die Shanghaier Innenstadt intensiv bei den öffentlichen Tai-Chi-Übungen mit. Er fiel allein schon durch seine Körpergröße auf. Umso mehr Interesse weckte er, als er einen alten Mann, der Übungen mit einem Holzsword zeigte, zum

Vorbild nahm und alle Bewegungen nachzuahmen versuchte. Nahm er seine Blockflöte hervor, hatte er mit den virtuos geblasenen Stücken auf Chinesinnen und Chinesen eine mindestens so große Wirkung wie der legendäre Vorgänger auf die Ratten in Hameln. Ein Foto zeugt noch immer davon.

In Shanghai besuchten wir am Sonntagvormittag auch den »Kinderpalast«: In einem protzigen Gebäude aus der europäischen Kolonialzeit durften besonders talentierte Kinder ihre speziellen Fähigkeiten ausüben. Das reichte von technischen Bastelübungen über Tischtennis und Töpferei bis zu Ballett und Musik; ein zehnköpfiges Teenager-Akkordeonorchester etwa intonierte virtuos und mit großem Ernst »An der schönen blauen Donau«. Die Theatergruppe

赴中国“瑞士艺术家代表团”名单

1.	迪密特里	DIMITRI
2.	迪密特里·古达 (女)	DIMITRI Gunda
3.	费子·卡斯米尔	FISCHER Kaspar
4.	荷里莱尔·弗拉赫	HOHLER Franz
5.	阿波尔·亨司-罗孕尔夫	ABBUEHL Hans-Rudolf
6.	荷费·波罗	HOFER Polo
7.	哈吾季培尔克尔·马尔丁	HAUZENBERGER Martin
8.	里培·爱迪	RIEBEN Eduard
9.	波拉季尔·马尼	PLANZER Mani
10.	阿尔·耐尔 (女)	ARN Nell
11.	莎千·马得拉爱纳 (女)	SANTSCHI Madleine
12.	古依莎·依莎白莱 (女)	GUISAN Isabelle
13.	可拉依·莫尼卡 (女)	CORAY Monika
14.	罗依泰纳格尔·左尼尔	LEUTENEGGER Daniel

für die Kleinsten zeigte uns ein Stück, in dem die einen Blumen, die anderen Gärtner spielten: Die kauernden »Blumen« wuchsen langsam in die Höhe, wenn sie von den »Gärtnern« aus Papierkannen »begossen« wurden. Und alle gemeinsam kreischten vor Begeisterung, als Gärtner Kaspar Fischer die Blume Franz Hohler so hoch wachsen ließ, dass auch drei der Dreikäsehochs

gemeinsam nicht so hoch hinaufgereicht hätten. Und dann tanzten die beiden Fremden mit den Kindern vor Freude.

Freundschaftsbäume und Literaturskandal

Wie das auf Gruppenreisen oft vorkommt: Irgendwann gibt es Meinungsverschiedenheiten und Missstimmungen. Auf dieser Reise war das nicht anders. Bei-

spielsweise als Franz Hohler in Kunming die Idee in die Tat umsetzte, die Kamelienbäumchen mit der Beschriftung »Freundschaftsbäume Kunming-Zürich« vor dem Rathaus zu begießen. Diese waren acht Monate zuvor im Februar 1982 von einer Zürcher Delegation gepflanzt worden – anlässlich der Unterzeichnung des Freundschaftsvertrags mit der chinesischen Stadt durch



den Stadtpräsidenten Sigmund Widmer. Franz schlug vor, dem neuen Stadtpräsidenten Thomas Wagner eine Karte zu schicken und ihn über unsere Bewässerungsaktion zu informieren – mit einem sanft ironischen Text über Kulturförderung in Zürich und Kunming.

Mani Planzer war mit der Idee gar nicht einverstanden. Nach den harten Reaktionen der Stadtregierung auf die Demonstrationen von 1980 und 1981 dürfe man sich nicht so anbiedern, fand der Musiker und löste eine hitzige Diskussion über Kritik und Anpassung in der kulturellen und politischen Schweiz aus. Eineinhalb Monate nach unserer Rückkehr in die Schweiz wurde diese Diskussion dank Franz Hohler und der Zürcher Kantonsregierung in der ganzen Deutschschweiz geführt – weit lauter als von uns in Kunming: Ende November 1982 verweigerte der Regierungsrat nämlich dem Kabarettisten und Schriftsteller eine Ehrengabe von 5000 Franken für seinen neuen Erzählband »Die Rückeroberung«. Eine

offizielle Begründung gab es vorerst nicht, aber der Grund war für die meisten klar: Franz Hohler hatte sich ein Jahr zuvor in einer »Denkpause«-Sendung am Schweizer Fernsehen kritisch mit der Kernenergie auseinandergesetzt und damit eine Flut von Beschwerden ausgelöst. Die fünfköpfige kantonale Literaturkommission trat aus Protest gegen dieses Diktat der Regierung geschlossen zurück, und 24 der 30 Ausgezeichneten aus allen Sparten teilten ihren Preis mit Franz Hohler, der das Geld umgehend an die Sozial- und Altershilfe des Schweizerischen Schriftstellerverbandes und die Mindesthonorar-Garantiekasse des Schriftstellerverbandes »Gruppe Olten« weitergab. An der inoffiziellen Feier im Anschluss an die Preisverleihung sagte Franz Hohler: »Wenn ich ›Kaiseraugst‹ in den Wald rufe und das Echo ›Kaiseraugst‹ zurückkommt, so verstehe ich das. Wenn ich aber ›Die Rückeroberung‹ rufe und es kommt ›Kaiseraugst‹ zurück, dann glaube ich nicht richtig zu hören.«

Der Kulturredaktor und China-Reisende Daniel Leutenegger schrieb in der »Berner Zeitung« am Ende seines Kommentars zur Preisverleihung: »PS: Lieber Franz, auf der China-Reise schweizerischer Kulturschaffender haben sich die meisten von uns ein bisschen über Dich gewundert oder gar geärgert: Du warst unbedingt dafür, dass die Zürcher Künstler in Kunming, der Zürcher Partnerstadt in China, die von Sigi Widmer gepflanzten Freundschaftsbäumchen begießen. Du hast's dann fast alleine getan. Ich muss sagen, Du hast damit gezeigt, was Solidarität mit Andersdenkenden heißen könnte.«

Martin Hauzenberger, Journalist und Musiker

»Singen ist Ton gewordener Atem«

Max Lichtegg – Versuch einer Würdigung aus der Sicht seines Biografen und ehemaligen Schülers.

Casino Zug, 5. April 1967: »Wiener Operetten-Wunschkonzert«. Die Sopranistin Ditta Rokar und Max Lichtegg gastierten in Begleitung des Pianisten Hans-Willi Haeusslein. Der Freund, der mich eingeladen hatte, wunderte sich sehr, dass ich den Namen dieses Sängers nicht kannte. In schwärmerischen Worten klärte er mich darüber auf, dass dieser Mann seit über 25 Jahren zu den absoluten Lieblingen des Zürcher Opernlebens gehörte und auch international gefeiert wurde. Sehr bald verstand ich die Faszination, die von diesem Künstler ausging; sein jugenhaftes Auftreten, sein offenes Lächeln, die musikalische Verschmelzung in den Duetten, kurz – ein Tenor, der sein Publikum zu umarmen schien und dessen Ausstrahlung

sich niemand zu entziehen vermochte. Mit knapp 18 Jahren von dem Wunsch besessen, selbst Sänger zu werden, eröffnete mir dieses Erlebnis eine Welt, die mir niemand mehr auszureden vermochte.

Während der ersten Erfahrungen als Chorsänger bestärkten mich Ermutigungen von Solisten wie des Dirigenten, mich ernsthaft um eine Ausbildung zu bemühen. Dabei dachte ich an Max Lichtegg, traute mich aber nicht, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Nicht nur mangelndes Selbstvertrauen hinderte mich an diesem Schritt, sondern auch meine knappen finanziellen Mittel sprachen dagegen. Ein glücklicher Zufall führte mich zu Franziska Petri, die 15 Jahre die großen Sopranrollen am Luzerner Stadttheater verkörperte und – nebst internationalen Gastspielen – mehrmals mit Lichtegg in Zürich sang. Sie war unter anderem seine »Königin der Nacht«

in Mozarts »Zauberflöte«, aber auch Radioaufnahmen führten die beiden zusammen. Kaum ein Jahr verging, als sie mich ermutigte, am Talentwettbewerb »Die erste Chance« von Radio Basel teilzunehmen. Ihrem Hinweis folgend, hörte sich Max Lichtegg die Sendung an, und mit gemischten Gefühlen rief ich ihn danach an, um seine Meinung zu erfahren. Noch ehe das Ergebnis der Publikumsabstimmung bekannt gegeben wurde, kommentierte er: »Sie waren ja der Einzige der 14 Kandidaten, der eine Stimme hatte.« Dieses Kompliment beflügelte mich mindestens so sehr wie die Tatsache, dass ich als Sieger aus dem Wettbewerb hervorging. Mein Lied »Alle Tage ist kein Sonntag« stand denn auch sinngemäß für die kommende Zeit, von der ein junger Gesangsbegeisterter nicht zu ahnen vermag, wie schwer es ist, sich in diesem Künstlerberuf durchzusetzen.

Nach etwa einem Jahr Unterricht war Franziska Petri der Meinung, dass es an der Zeit wäre, künftig mit einem Tenor zu arbeiten. Nun gab es keine Zweifel mehr, dass mein Weg mich nach Zürich führen würde. Was die Honorare für Gesangsstunden betraf, so hörte ich von anderen Studierenden jedoch die erschreckendsten Zahlen; eine nicht minder berühmte Sopranistin von auffallend kleinem Wuchs verlangte volle hundert Franken pro Stunde! Doch nach einem Vorsingen beim berühmten Tenor – ich wählte Schuberts





links unten: Nach einem Max-Lichtegg-Konzert 1978 in Neukirch (TG) mit Ehefrau Marietta und Alfred A. Fassbind | **oben:** Nach einem Operettenkonzert 1976 im Theater Arth. Von links: Tenor Alfred A. Fassbind, Pianist Hans-Willi Haeusslein, Sopranistin Maria Häne, Max Lichtegg (als Gast)

»Du bist die Ruh« und den »Kleinen Gardeoffizier« von Robert Stolz, seine Tochter Rachel begleitete mich am Flügel – vermochte Max Lichtegg mich von der Angst zu befreien, dass ich mir den Unterricht nicht leisten könnte: bescheidene 30 Franken wollte er für die Gesangsstunden. So klingelte der Schüler Fassbind voller Erwartung am 3. Juli 1971 erstmals an der Höschgasse 29. Intensives Herzklopfen erfasste mich, als der Aufzug in der 3. Etage anhielt. In der geöffneten Wohnungstür erwartete mich bereits der »Herr Lichtegg«. Im Studierzimmer, wo der Flügel stand, kam es mir vor, als stünde ich in einer von Mozarts »heil'gen Hallen«. Ein beeindruckender hoher Raum mit herrlicher Stuckaturdecke, dann die Bücherregale, Notenschränke, Fotos und die riesigen Grünpflanzen rund um das große Fenster. Die leicht geöffnete rechte Türe erlaubte einen Blick ins Esszimmer. Außer dem ovalen Tisch in der Mitte, über dem ein riesiger Lüster hing,

faszinierte mich vor allem eine prächtige, silberne Menora, die sich vor einem roten Wandteppich abhob. Abgesehen von den optischen Eindrücken erinnere ich mich von der ersten Stunde an einen Ausspruch des Meisters: »Vergessen Sie nie: Singen ist Ton gewordener Atem! Nur darauf lässt sich eine Technik aufbauen, die der Stimme den richtigen Sitz ermöglicht.« Wie schwer es sein würde, diese so einfach klingende Regel anzuwenden, vermochte ich damals nicht zu erkennen. Als ich das Haus verließ, erschien mir die Zukunft in rosigem Licht, und ich fühlte mich buchstäblich wie »Auf Flügeln des Gesanges«.

Unsere intensive Arbeit begann zu einer Zeit, in der Max Lichtegg sich allmählich von der Bühne zurückzog. Noch wurde er in der Schweiz und in Deutschland im »Land des Lächelns« und in der »Nacht in Venedig« gefeiert. Mit über 60 Jahren sang er im Rahmen der Junifestwochen im Opernhaus Zürich den Tami-

no in der »Zauberflöte« und bekam dafür anerkennende Presse. Künftig aber wollte er sich ausschließlich dem Konzert und vor allem den Liederabenden widmen. Diesem Fach der Gesangskunst galt seit je seine besondere Aufmerksamkeit, und es führte ihn noch erfolgreich bis in die Mitte der 1980er-Jahre auch mehrfach in die USA. »Zu unterrichten war eigentlich schon länger mein Wunsch«, äußerte er sich einmal und fügte hinzu: »Doch irgendwie hatte ich auch Bedenken, denn ob nun eine Koloratursängerin oder ein Bassist vor mir stand – es wurde doch zu Recht erwartet, dass ich den Schülern alles »vormachte«. Es dauerte jedoch nicht lange, bis ich bemerkte, wie viel ich selber dadurch lernte, indem ich mich mit Gesangsliteratur befassen musste, die nichts mit meinem Tenorfach zu tun hatten.«

Lichtegg war als Lehrer ein ausgesprochen gütiger Mensch mit viel Humor. Nie hatte man das Gefühl, eine Autorität vor sich zu haben. Vermochte eine noch unerfahrene Stimme nicht das umzusetzen, was er demonstrierte, so versuchte er stets einen anderen Weg zu finden, um das nö-

tige Körpergefühl zu vermitteln. Da er alles vorsang, mit welchem Lied man sich auch immer beschäftigte, hörte ich ihn so oft sagen: »Wenn ich es in meinem Alter kann, warum sollen Sie als junger Mensch es nicht auch können?« Stets zeigte er unendliche Geduld und sparte auch nicht mit Lob, wenn er das erreichte, was er zu erklären versucht hatte.

Bei aller Berühmtheit wurde es Max Lichtegg nicht leicht gemacht, als Pädagoge auf Privatbasis anerkannt zu werden. Unvergessen blieb mir eine Antwort der Kantonalen Erziehungsdirektion, bei der er sich dafür einsetzte, für mich einen Studienbeitrag zu erwirken. Mit der Begründung, dass er weder eine offizielle Stelle am Konservatorium bekleide, noch einem eingetragenen pädagogischen Verein angehöre, sei dies nicht möglich. Erst auf Intervention eines einsichtigen Direktionsmitgliedes wurde ein einmaliger Betrag gesprochen. Dazu Lichtegg in teils scherzhaftem, teils verärgertem Ton: »Vielleicht hätte ich dem Ausschuss etwas vorsingen müssen, um die zu überzeugen, dass Sie von mir etwas lernen können.« Dennoch gab es viele Beziehun-

gen, die er zum Wohle seiner Schützlinge einsetzen konnte. So empfand ich es als Kompliment, als er bei meinem ersten Liederabend 1974 mit Schumanns »Dichterliebe« dafür sorgte, dass ich keinen Geringeren als Rudolf Spira als Pianist an meiner Seite hatte. Für Auftritte, bei denen es an seiner Kritik nicht fehlte, gab es immer ein anerkennendes Präsent, oftmals in Form eines Klavierauszuges. Darin immer ein Sinnspruch wie: »Dichterliebe gut zu singen kann nur Auserlesenen gelingen. Dass zu diesen Sie gehören, möcht' schon jetzt ich fast beschwören.« Zu einem Konzert mit Liedern von Mendelssohn fand sich in meiner Garderobe ein Faksimile in der Handschrift des Komponisten von »Auf Flügeln des Gesanges«, und für ein Opernkonzert stand in Verdis Rigoletto-Auszug: »Per Aspera ad Astra!« – »Durch Mühen zu den Sternen!« und die Worte: »Mögen unter diesem Zeichen Sie das große Ziel erreichen, welches Sie so heiß erstreben: Der Kunst und durch die Kunst zu leben!« Mein liebstes Erinnerungsstück aus jener Zeit ist ein Kristallkelch. Darauf steht – nach Vorlage seiner Handschrift eingeritzt –, die erste Zeile des Liedes »Im Abend-

rot«: »O wie schön ist deine Welt ...« Max Lichtegg setzte sich auch dafür ein, mir mein Bühnendüt als »Zarewitsch« in einer ausgedehnten Deutschland-Tournee zu ermöglichen. Als besondere, lebenslange Beziehung erwies sich mir die Freundschaft zu seinem Sohn, dem Pianisten Theodor Lichtmann. Ein erstes Zeugnis dieser Zusammenarbeit ist die Aufnahme eines Schubert-Rezitals aus dem Jahre 1976.

Eine große, private Veränderung gab es für Max Lichtegg zu Beginn der 1970er-Jahre. Auf einem Ball war er 1953 einer blonden, 27 Jahre jüngeren Schönheit begegnet, deren Name ebenso stadtbekannt war wie der seine: Winterhalder. Die sich anbahnende Verbindung erwies sich als dauerhaft und zeigte im Jahre 1966 Folgen: Tochter Susanne wurde geboren. Um das Kind nicht ohne Vater aufwachsen zu lassen, entschieden sich Max Lichtegg und seine Frau Olga zur Scheidung. Damit stand einer Heirat mit Marietta nichts mehr im Wege. Die einschlägige Boulevardpresse wusste diese »Neuigkeiten um Max Lichtegg« wirkungsvoll zu verbreiten: »Die Zürcher nannten ihn »Herrn Operntentenor« oder »Mit seiner

»Serlöser älterer Herr sucht spätes Glück ...«

Fräulein Franzen antwortet mit liebevoll poetischen Briefen auf Kontaktanzeigen und lockt die Kandidaten zu einem Treffpunkt, wo sie die »einsamen Herzen« heimlich beobachtet. Anne Rüffer gelingt ein gekonnt amüsanter Verwirrspiel, bei dem am Ende alles anders ist als gedacht.

»Geradezu liebevoll entwirft sie die Figuren mit ihren grossen und kleinen Schwächen.«

– NZZ, Beatrice Eichmann-Leutenegger

Anne Rüffer: Fräulein Franzen besucht das Glück. Roman. Verlag Langen Müller, München. ISBN 978-3-7844-3359-2. 274 S., CHF 29.90; signierte Exemplare unter info@ruefferundrub.ch





Aus Lichtegg-Winterhalders »Hühnerhof«: Ei von »Sissi oder Löörl« (Ei von 1977, Aufnahme 1986);
PS: Das Ei gibt es noch immer!! | **rechts:** Schallplattenaufnahme »Schubert-Lieder«; Max Lichtegg,
Theodor Lichtmann am Flügel, Tenor Alfred Fassbind, Dezember 1976

Stimme brachte er Frauenherzen zum Schmelzen«, so titelten die entsprechenden Blätter.

Inzwischen war die Zahl der Gesangsschüler wesentlich gewachsen, und alle fanden in der Villa Winterhalder freundliche Aufnahme. Dort fanden regelmäßig Hauskonzerte statt, und es wurde oft bis spät in die Nacht gesungen, gegessen und diskutiert.

Das herzliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wurde nur dann einer Belastungsprobe ausgesetzt, wenn sich ein Sänger anderweitig fortbilden wollte. Unverständlicherweise empfand Max Lichtegg das als Vertrauensbruch. Auch in meinem Fall bedurfte es längerer Zeit, bis er erkannte, dass mein Wunsch nach neuen Impulsen für mich richtig und nicht gegen ihn als Pädagoge zu verstehen war. Nach seiner Meinung hätte aus mir ein idealer Mozarttenor werden können – was zutreffend sein mochte, aber das entsprach nicht meinem Gefühl. Dennoch blieben wir auch künftig in freundschaft-

lichem Kontakt und besuchten oft gegenseitig unsere Auftritte. Zu jeder Zeit war mir bewusst, was ich diesem Mann zu verdanken hatte. Meine jahrelangen Nachforschungen um Joseph Schmidt interessierten ihn sehr, und er vermochte diese um einige wichtige Punkte zu ergänzen. Zum Thema Nachwelt blieb mir eine Äußerung von ihm in eindrucksvoller Erinnerung: An seinem Flügel sitzend meinte er: »Wer mag sich wohl einmal um meinen Kram kümmern?« In diesen Worten – eher wie ein Selbstgespräch klingend, nicht an mich gerichtet – lag eine unüberhörbare Melancholie.

Sein unerwarteter Tod im Jahre 1992 war ein schwerer Schlag für uns alle. »Papa Lichtegg«, wie wir ihn mit großer Achtung nannten, hinterließ eine große Lücke. Unbeirrt war er stets seinen Weg gegangen; nur der Musik verpflichtet – als Künstler, Lehrer und wertvoller Mensch.

Alfred A. Fassbind, ehemaliger Schüler von Max Lichtegg und dessen Biograf

Lesetipp

Alfred A. Fassbind | Joseph Schmidt. Sein Lied ging um die Welt | enthält eine Audio-CD | 336 S. | ISBN 978-3-905894-14-1 | Hardcover | 2012

»Ihm [Fassbind] ist eine sachlich fundierte, sehr ausführliche Lebensbeschreibung geglückt, die mit Fakten überzeugt und so umfangreich informiert, wie man es sich von jeder Biografie wünscht. [...] Das ist schon das Optimale, was man aus einer Künstlerbiografie [...] herausholen kann, und zugleich ein charmant gestaltetes Buch.« – *Das Opernglas*

»Fassbinds Schmidt-Biografie ist gründlich und enorm faktenreich, enthält als Beigabe eine CD mit den wichtigsten Aufnahmen und erzählt auf plastische Weise ein für die Zeit ziemlich typisches Künstlerleben.« – *Nordwestrundfunk »Musikzeit«*



Einstein, Grossmann und die Hochschulen Zürichs

Im Sommer 1900 unterzogen sich am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich fünf Studenten und eine Studentin der Diplomprüfung an der Abteilung für Fachlehrer in Mathematik und Physik. Die fünf Studenten waren erfolgreich, die Studentin bestand die Prüfung knapp nicht. Drei der Prüflinge wurden später Hochschulprofessoren, einer davon sogar ein Nobelpreisträger.

Die Namen sind wohlbekannt: Albert Einstein erhielt 1922 den Nobelpreis in Physik, die beiden Studienkollegen Marcel Grossmann und Louis Kollros wurden 1907 bzw. 1909 Professoren am Eidgenössischen Polytechnikum. Die Studentin war Mileva Marić; nur kurze Zeit nach der Prüfung heiratete sie Albert Einstein.

Während des Studiums waren sich die sechs Studierenden nahegekommen. Einstein, dem der strikte Vorlesungsbetrieb wenig zusagte, stützte sich stark auf seinen Kollegen Marcel Grossmann ab, der ihm für die Vorbereitung zu den Prüfungen seine perfekt ausgearbeiteten Vorlesungsmitschriften zur Verfügung stellte. Die Freundschaft überdauerte die Studienzeit über viele Jahre, wie ein umfangreicher Briefaustausch belegt. Bereits kurz nach Studienabschluss war Grossmanns Vater Einstein behilflich, eine Stelle beim Patentamt in Bern zu erhalten. Im Jahre 1905, als Beamter am Patentamt, verfasste Einstein in einer wahren Explosion von Kreativität mehrere wissenschaftliche Arbeiten, die seinen Ruhm be-

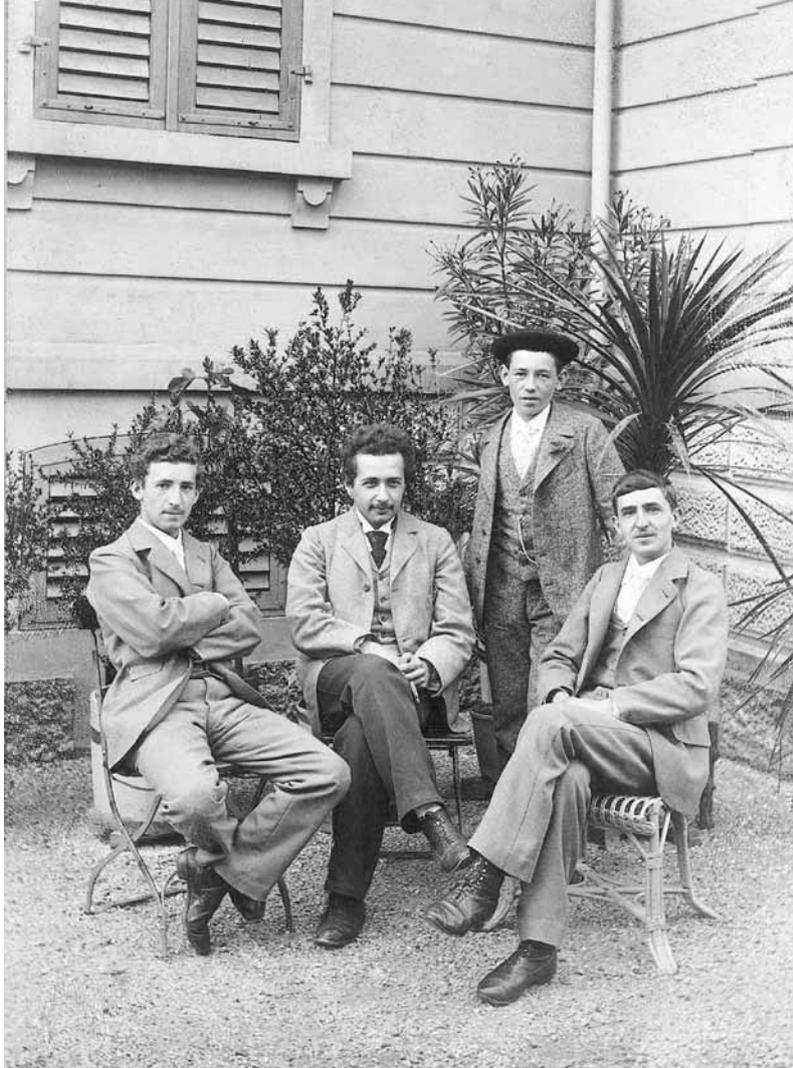
gründeten. Gerne spricht man in diesem Zusammenhang vom *annus mirabilis* Einsteins. Eine der vier Arbeiten reichte er als Dissertation für das Doktorat an der Universität Zürich ein. Für eine zweite erhielt er Jahre später den Nobelpreis für Physik, und zwar »für seine Verdienste um die theoretische Physik, besonders für seine Entdeckung des Gesetzes des photoelektrischen Effekts«. Die längerfristig bedeutendste der Arbeiten war aber zweifellos diejenige zur Speziellen Relativitätstheorie.

Aber nicht nur in Bern bei Einstein, sondern auch in Zürich tat sich einiges: Im Jahre 1905 feierte das Eidgenössische Polytechnikum mit einem großen Fest sein 50-jähriges Bestehen. An die 2000 Personen nahmen am Festumzug teil, der vom Semperbau des Polytechnikums via Leonhardstraße, Bahnhofstraße und Quaibrücke in eine Festhalle auf dem Platz vor dem Stadttheater, dem heutigen Opernhaus, führte. Am Abend schloss sich ein Festbankett in der Tonhalle an, an dem fast 1200 Personen teilnahmen. Der Abend

klang aus mit einer Dampferfahrt auf dem Zürichsee und einem geselligen Beisammensein im Tonhalle-Garten. Es kann nicht verwundern, dass in den Berichten über diesen Anlass von erheblichen Feststrapazen die Rede ist.

Das Polytechnikum hatte sich in den Jahren seines Bestehens eine große nationale und internationale Reputation erworben. Die Auffassung setzte sich mehr und mehr durch, dass der bescheidene Name der Schule ihrer Geltung nicht mehr ganz entsprach. Eine Wandlung war angezeigt. Bis anhin besaß das Polytechnikum zum Beispiel kein Promotionsrecht, sodass, wie beim Doktorat Einsteins, die Universität einspringen musste. Dies änderte sich jetzt: Das neue Reglement von 1908 verlieh der Schule das Recht, Doktorpromotionen durchzuführen. Zusätzlich wurde 1911 der Name in *Eidgenössische Technische Hochschule (ETH)* abgeändert. Hatten bisher einzelne Universitätsangehörige etwas abschätzig auf das »verschulte« Polytechnikum herabgesehen, so war dieses nun auch dem Namen nach eine gleichrangige »echte« Hochschule.

Die Zahl der Studierenden nahm in jenen ersten Jahren des Jahrhunderts an beiden Hochschulen stark zu, sodass der alte Semperbau, in dessen Südteil auch die Universität Gastrecht



Marcel Grossmann, Albert Einstein, Gustav Geissler und Eugen Grossmann, Rosenau, Thalwil (v. r. n. l., 1899)

besaß, nicht mehr genügend Platz bot. Die Universität erhielt nun unmittelbar neben dem Polytechnikum ein eigenes Vorlesungsgebäude. Die Ausführung wurde dem Architekten Karl Moser übertragen; dank eines raschen Baufortschritts konnte die Einweihung bereits 1914 stattfinden. Auch die ETH benötigte mehr Raum. Der Architekt Gustav Gull erweiterte den alten Bau von Gottfried Semper aus dem Jahr 1864 durch zwei Seitenflügel in Richtung Rämistrasse und verband diese durch einen markanten Mittelteil mit einer weithin sichtbaren Kuppel. Die Bauarbeiten begannen 1915, sie verzögerten sich aber wegen des Ersten Weltkrieges, sodass das Gebäude erst 1924 fertiggestellt werden konnte.

Albert Einstein wurde 1909 als außerordentlicher Professor an die Universität Zürich berufen. 1911 folgte er dann einem Ruf als ordentlicher Professor an die deutsche Universität in Prag, aber schon 1912 kam er wieder in die Limmatstadt zurück: Er wurde nun Professor für Physik an der ETH, wo auch seine ehemaligen Studienkollegen Marcel Grossmann und Louis Kollros ihre Professuren ausübten. So war ein Teil der ehemaligen Studienkollegen am alten Ort wieder vereint. Leider blieb Einstein nicht lange an der ETH: bereits 1914 trat er sein neues, mit viel Prestige verbundenes Amt als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Physik in Berlin an. In den folgenden Jahren kehrte er allerdings mehrfach für Gastvorlesungen nach Zürich zurück.

1910 gründete Marcel Grossmann zusammen mit Rudolf Fueter (damals Universität Basel) und Henri Fehr (Université Genève) die Schweizerische Mathematische Gesellschaft. Damit schuf man ein gesamtschweizerisches Gremium, das zur Förderung der Mathematik im nationalen und internationalen Rahmen dienen sollte. Die gesamtschweizerische Abstützung wurde insbesondere während des Ersten Weltkrieges wichtig, als die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich die Atmosphäre zwischen dem deutsch und dem französisch sprechenden Landesteil zu vergiften drohten. Die Schweizerische Mathematische Gesellschaft bildete für Grossmann in der Folge auch eine Plattform, um gemeinsame schweizerische Vorschriften für die Maturitätsschulen zu erarbeiten. Besonders die ETH betrachtete dies wegen der Frage der alten Sprachen als eine wichtige Angelegenheit. Leider erreichte Grossmann in dieser Richtung trotz langjähriger Anstrengung kein befriedigendes Resultat. Eine allgemeine gesamtschweizerische Maturitätsverordnung wurde erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen.

Einstein arbeitete in der Zeit nach 1910 an einer Erweiterung seiner Speziellen Relativitätstheorie. Aber offenbar fehlten ihm zur Lösung die mathematischen Hilfsmittel. So wandte er sich angeblich mit folgenden Worten an seinen ehemaligen Studienfreund: »Grossmann, Du musst mir helfen, sonst werd' ich verrückt!« Marcel Grossmann war dank seiner detaillierten Kenntnisse der neueren Differenzialgeometrie tatsächlich in der Lage zu helfen. Das Resultat war die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit von 1913, in der Ein-

stein und Grossmann eine erste Fassung der Allgemeinen Relativitätstheorie veröffentlichten. In der autobiografischen Skizze, die Einstein vierzig Jahre später verfasste, sprach er vom Bedürfnis, *meiner Dankbarkeit für Marcel Grossmann Ausdruck zu geben*.

Leider erkrankte Grossmann in den 1920er-Jahren schwer; starke Lähmungserscheinungen zwangen ihn 1927 zur Aufgabe seiner Professur an der ETH. Nur wenige Jahre später starb er.

Noch vor Beginn des Ersten Weltkrieges, 1913, holte die ETH den jungen, damals schon be-

rühmten Mathematiker Hermann Weyl aus Göttingen als Professor nach Zürich. In den Folgejahren prägte Weyl das mathematische Leben Zürichs in einem außerordentlich starken Maß. Seine Interessen erstreckten sich dabei auch auf physikalische und philosophische Themen; so verfasste er 1918 das epochemachende Buch »Raum, Zeit, Materie«, in dem er die Allgemeine Relativitätstheorie Einsteins zusammenfassend darstellte.

Wie dieses Beispiel zeigt, setzte sich die physikalisch-mathematische Zusammenarbeit, die mit der gemeinsamen Veröffent-

lichung von Einstein und Grossmann im Jahre 1913 einen weithin sichtbaren Anfang genommen hatte, in Zürich in den nachfolgenden Jahren – sogar bis heute! – fruchtbar fort.

Prof. Urs Stammbach



Prof. Urs Stammbach war 1979–2005 Professor am Departement of Mathematics an der ETH Zürich. 1990/91

hatte er das Präsidium der Schweizerischen Mathematischen Gesellschaft inne.

Dass es sich so grausam ereignen würde, hätte ich mir nicht träumen lassen, obwohl ich dies schon von einem Berliner Freunde her kenne. Nun steht er nicht bevor mich ich ein alter Mann geworden bin, nachdem ich – immerlich wenig bedrückt – die mannigfaltigsten Lebenserfahrungen erlebt habe – vielleicht noch ein paar Jahre stillen Daseins bleiben.

Aber eines ist doch schön. Wir waren und bleiben Freunde durchs Leben hindurch.

Sei aber ehre ich für das was Sie gethan haben und dafür, dass Sie es für ihn gethan haben.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Trost und Frieden und grüsse Sie herzlich.

Ihr

A. Einstein,

»Fluch und Segen«

Die enge Kooperation der Studienfreunde Einstein und Grossmann an der ETH führte zu zwei gemeinsamen Publikationen, die eine verallgemeinerte Relativitätstheorie behandelten. Dadurch wurde Grossmann zu einem der Mitbegründer der Allgemeinen Relativitätstheorie. Diese Zusammenarbeit hatte Grossmann jedoch auf ein Gebiet geführt, das gar nicht sein eigentliches Spezialgebiet war, und es scheint, dass er dies selbst gespürt hat. Wenn Einstein bereits 1915 an Arnold Sommerfeld schrieb, dass »Grossmann niemals darauf Anspruch machen [wird], als Mitentdecker zu gelten«,¹ so kann es gut sein, dass er hier nur aussprach, was Grossmann ihm selbst gesagt haben mag. Jedenfalls spricht die Tatsache, dass die gemeinsame Arbeit nach Einsteins Weggang nach Berlin endete, dafür, dass Grossmann vielleicht seine Aufgabe für erfüllt angesehen hat, oder auch, dass er seine Grenzen in der Sache erkannt hat.

Diese Zurückhaltung vonseiten Grossmanns änderte sich erst, als Grossmann schon schwer an Multipler Sklerose erkrankt war. Ende der 1920er-Jahre verfolgte Einstein sein Programm einer einheitlichen Feldtheorie, einer Vereinigung der beiden damals bekannten Fundamentalkräfte der Gravitation und des Elektromagnetismus auf der Grundlage der Allgemeinen Relativitätstheorie. Einstein würde sich noch

bis zu seinem Tod im Jahr 1955 dieser Aufgabe widmen, ohne sie zu lösen. Heute sehen die meisten Physiker Einsteins Streben seiner letzten Jahre als erfolglos an und zweifeln daran, dass der von ihm beschrittene Weg jemals zum Erfolg führen kann. Doch das war Ende der 1920er-Jahre noch nicht klar, im Gegenteil: Einsteins Ansatz zu einer einheitlichen Feldtheorie auf der Basis des sogenannten Fernparallelismus, den er in den Jahren 1928 bis 1931 verfolgte, rief nicht nur ein großes Medieninteresse hervor, es schien auch vielen Physikern und Mathematikern vielversprechend. Einsteins neuer Ansatz rief eine Reihe von Mathematikern – darunter Marcel Grossmann – auf den Plan, die sich mit den mathematischen Grundlagen von Einsteins Theorie auskannten und beschäftigten. Die Mathematik betraf eine Verallgemeinerung der geometrischen Grundlage der Allgemeinen Relativitätstheorie.

Zunächst in privater Korrespondenz, später mit einem publizierten Aufsatz in Zürich griff Grossmann Einstein an und kritisierte ihn für ein in seinen Augen falsches Verständnis der geometrischen Grundlage des Fernparallelismus. Grossmann war der Ansicht, dass Einstein die geometrischen Grundbegriffe diesbezüglich falsch einschätzte, und glaubte, Einstein in diesem Sinne warnen zu müssen. Er schrieb in seiner Publikation:

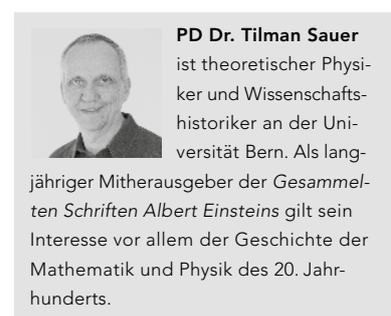
Schon einmal hat Einstein – es war im Jahre 1913 – nach dieser Methode »Feldgleichungen« veröffentlicht, die nach wenigen Jahren abgeändert werden mussten; damals war ich mitverantwortlich.²

Und weiter heißt es: *Auch zur Entwicklung, welche die Differen-*

tialgeometrie und die mathematische Physik seit einigen Jahren genommen haben, sage ich hier »nein«, aus der Überzeugung heraus, damit der Wissenschaft und, ends aller Enden, auch meinem Freunde Vorschub zu leisten.³

Auch bei gutwilliger Interpretation lässt sich Grossmanns Absage an die neue Theorie Einsteins sowie an die neueren Entwicklungen der Differentialgeometrie und der mathematischen Physik nicht völlig rational rekonstruieren. Selbst elementare Rechenfehler unterlaufen ihm in seiner Argumentation.

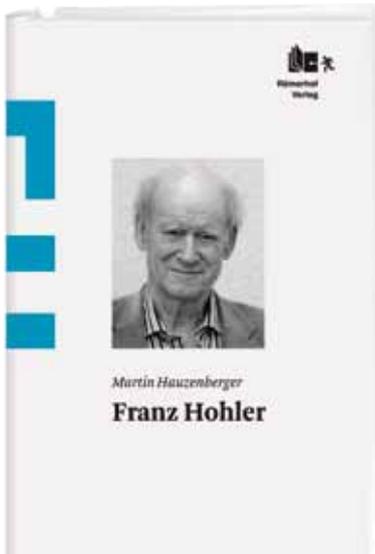
Hier zeigt sich der Fluch seiner Freundschaft mit Einstein: gemessen zu werden an der großen Leistung des Freundes, an der er maßgeblich beteiligt war, als sich die beiden täglich sehen und miteinander diskutieren konnten. Aber das Rampenlicht zeigt nur diese eine Seite seines Wirkens. Grossmanns eigentliches Lebenswerk, die Pflege der Mathematik allgemein und besonders der Geometrie in Lehre und Forschung, sein Wirken als akademischer Lehrer an der ETH für zwanzig Jahre bis zu seinem durch tückische Krankheit erzwungenen Rücktritt sowie sein Engagement als Pädagoge und Organisator in allen Bereichen verdienen einen Blick, der von seiner Freundschaft mit Einstein nicht überstrahlt wird. Tilman Sauer



1 Albert Einstein an Arnold Sommerfeld, 15. Juli 1915, in *The Collected Papers of Albert Einstein*. Vol. 8: *The Berlin Years, Correspondence, 1914–1918*, Princeton, Princeton University Press, 1998, Doc. 96.

2 Marcel Grossmann, »Fernparallelismus?«, *Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich* 76 (1931), S. 54.

3 Ebd., S. 59.



Martin Hauzenberger | Franz Hohler
ca. 350 S. | Hardcover | s/w-Abbildungen
ISBN 978-3-905894-33-2 | CHF 38.00
EUR 38.00 | Oktober 2015

Franz Hohlers Karriere begann vor 50 Jahren auf der Bühne. Doch längst ist er nicht nur als Kabarettist, sondern auch als Cellist, Liedermacher, Schauspieler und vor allem als Schriftsteller bekannt.

Kaum jemandem gelingt es wie Franz Hohler, mit seinen Künsten Menschen über mehrere Generationen anzusprechen. Vertieft in die Lektüre, träumen sich Kinder zusammen mit Tschippo auf die Insel von König Snarco IV., in die Steinzeit oder zu den Pinguinen in der Antarktis. Erwachsene verblüfft der Schriftsteller mit humorvollen wie abgründigen Geschichten, mit seiner Fabulierkunst und einfachen und einprägsamen Bildern. Vie-

len ist er auch als engagierter und unermüdlicher Kämpfer für die Umwelt und Mitmenschen ein Vorbild.

Trotz all seiner Verdienste existierte noch keine Gesamtdarstellung von Franz Hohlers Leben und Werk. Nun liegt die erste Biografie vor.



Martin Hauzenberger, 1947, studierte Geschichte und Geografie. Seit 1971 ist er Journalist und Redaktor bei verschiedenen Zeitungen und dem Schweizer Fernsehen. Seit 1973 tritt er als Liedermacher auf. Er ist Mitautor des Buches »Grosse Schweizer Kleinkunst« (2010, rüber & rub Sachbuchverlag).

»Grossmann, Du musst mir helfen, sonst werd' ich verrückt!«



Claudia E. Graf-Grossmann | Marcel Grossmann. Aus Liebe zur Mathematik
Mit einem Vorwort von Prof. Remo Ruffini
ca. 280 S. | Hardcover | s/w-Abbildungen
ISBN 978-3-905894-32-5 | CHF 38.00
EUR 38.00 | Oktober 2015

Zürich, Sommer 1912. Albert Einstein ist soeben aus Prag in die Limmatstadt zurückgekehrt. Er wendet sich mit einem Hilferuf an seinen Studienkollegen, den Mathematiker Marcel Grossmann (1878–1936), denn er braucht dessen Unterstützung für die mathematischen Berechnungen der Allgemeinen Relativitätstheorie. Was dann folgt, ist ein faszinierendes Kapitel Wissenschaftsgeschichte mit weitreichenden Folgen auch für das Leben der beiden Freunde.

Marcel Grossmanns Enkelin zeichnet das Bild eines feurigen, vielseitig begabten Wissenschaftlers und Patrioten. Die Autorin geht auf Spurensuche einer Unternehmerfamilie zur Gründerzeit. Ihr wechselhaftes Schick-

sal führt die Leser in die pulsierende Donaustadt Budapest, lässt sie teilhaben an der Pionierstimmung am jungen Polytechnikum Zürich – und auch an den von Sorgen überschatteten Dezennien des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegsjahre.



Claudia E. Graf-Grossmann ist Kommunikationsfachfrau und Betriebsökonomin. In der vorliegenden Biografie geht sie den Spuren ihres Großvaters Marcel Grossmann nach. 2007 erschien ihr erster Roman »Die Rosenkranz-Sonaten«. Die Autorin lebt in der Schweiz und in Frankreich.

Der 1910 in Polen geborene Max Lichtegg war über ein Vierteljahrhundert unangefochten der populärste Tenor der Schweiz. Die Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, grenzte geradezu an Hysterie. Nach seinem Karrierestart in Wien kam er 1936 nach Bern, 1938 nach Basel und war von 1940 bis 1956 Erster Tenor des damaligen Stadttheaters Zürich.

Nach dem Krieg eröffnete sich Lichtegg eine breite internationale Karriere. Operngastspiele führten ihn unter anderem in die USA, nach Wien, München, Stuttgart, Hamburg, Amsterdam, Tunis, Paris, Straßburg, London, Israel usw. Sein Repertoire umfasste über 120 Partien von Mozart, Wagner, Offenbach, Verdi, Puccini bis zu Strawinsky. Unver-

gleichliche Erfolge bescherten ihm die Werke von Strauss, Lehár, Fall. Hunderte von Liederabenden sowie Plattenaufnahmen, Radioübertragungen und Fernsehauftritte festigten seinen Ruf als ungewöhnlich vielseitigen Interpreten. Auch als Filmstar machte er Karriere an der Seite von Lilli Palmer. Max Lichtegg verstarb 1992 in Zürich.



Alfred A. Fassbind, 1949, ist Tenor, bereiste als Bühnen-, Oratorien- und Liedersänger ganz Europa. Er machte diverse Schallplattenaufnahmen, ist Verfasser von Radiosendungen zu musikhistorischen Themen und Autor der Biografie »Joseph Schmidt – Sein Lied ging um die Welt« (2012, Römerhof Verlag).



Alfred A. Fassbind | Max Lichtegg. Nur der Musik verpflichtet | ca. 224 S. | Hardcover s/w-Abbildungen | ISBN 978-3-905894-31-8 CHF 36.00 | EUR 36.00 | November 2015

Außergewöhnliche Menschen und Fragen, die Antworten verdienen

Bücher sind (wie) gute Freunde – man kann sich auf sie verlassen, man wird mit ihnen alt und zieht mit ihnen um. Gute Freunde sind treu und bleiben einem ein Leben lang erhalten. Deshalb pflegen wir die Bücher unserer Autoren und halten sie lieferbar, denn gute Bücher kennen kein Verfallsdatum und sind weder der Mode noch dem flüchtigen Zeitgeist unterworfen.

Mehr über unsere Autoren und ihre Bücher, Leseproben, Inhaltsverzeichnisse etc. finden Sie auf unseren Homepages:

www.ruefferundrub.ch
www.roemerhof-verlag.ch

**Für Leser von »Einsichten 3«
 Profitieren Sie bei Ihrer nächsten Bestellung direkt bei beiden Verlagen von 10% Rabatt!**

Bei Bestellung: Angabe des Codes »E3«; exkl. Versandkosten





Die Biografie eines Fremden

Eine Kurzgeschichte
von Alexander Kamber

Die Biografie von Herrn Welles war die letzte, die ich schrieb.

Meine finanzielle Lage war damals miserabel. Das Buch davor verkaufte sich nicht, und es kamen keine neuen Aufträge rein: Niemand antwortete auf meine Inserate, mit denen ich die unzähligen Jobbörsen im Internet überschwemmte. Je größer die Geldnot wurde, desto drastischer sanken meine Ansprüche: Ich flehte mittlerweile um Arbeit. Das sah man meinen Inseraten auch an. Als ich nach drei Monaten nahezu pleite war, erschien mir eine E-Mail als Retter in der Not: Ein Herr namens Arthur Welles bat mich darum, auf sein Anwesen im Périgord zu kommen, wo ich auch wohnen könne, um seine Biografie zu schreiben. Das üppige Gehalt, das er mir versprach, deutete auf einen gut betuchten Herrn hin. Sein Name ließ mich an einen englischen Lord denken, der im samtenen Morgenmantel mit Pfeife im Mundwinkel durch ein prunkvolles Gemach schlurft. Diese Vorstellung entfachte meine Neugier. Weshalb sollte ich nicht hingehen? Ich überlegte nicht lange.

Noch nie hatte ich mich in meinen Erwartungen so sehr getäuscht: Das Anwesen entpupp-

te sich als stinknormales Reihenhäuschen in einer kleinen, grauen Industriestadt. Welles, der mich einige Minuten vor der Tür warten ließ, war ein pummeliger, alter Mann. Er war auffallend bleich und machte einen niedergeschlagenen Eindruck, doch er empfing mich äußerst freundlich.

Beim Abendessen lernten wir uns näher kennen: Welles war ein pensionierter Versicherungskaufmann, der finanziell mehr als ausgesorgt hatte. Er lebte allein, seit seine Ehefrau vor einem Jahr an Krebs gestorben war. Ansonsten besaß er weder Familie noch Bekannte. Im Laufe des Abends kam er auf den Grund meiner Anwesenheit zu sprechen: »Mir geht es bei der Biografie nicht um bestimmte vergangene Ereignisse, sondern um meine Persönlichkeit. Ich weiß nicht, ob man das streng genommen noch eine Biografie nennt, doch ich möchte, dass der Leser erfährt, was ich für ein Mensch bin.« Seine Bedingungen waren simpel: »Schreiben Sie jeden Tag meine Worte auf. Ich habe Ihnen dafür schon ein Notizbuch besorgt. Das Buch sollen Sie nach dem Schreiben immer auf den kleinen Tisch im Wohnzimmer

legen, damit ich es lesen kann. Am liebsten würde ich meine Biografie selber schreiben, doch ich hab's nicht so mit der Grammatik, wissen Sie. Wie Sie Ihre Zeit sonst verbringen, ist Ihre Sache.« Es ging mir zwar gegen den Strich, stoisch Diktate festzuhalten, doch ich war froh über eine neue Beschäftigung, das Geld und den vollen Kühlschrank.

Vor dem Schlafengehen ging ich ins Badezimmer. Da bemerkte ich, dass kein Spiegel im Zimmer hing. Auch sonst hatte ich keinen einzigen im Haus gesehen.

Am nächsten Tag begann ich mit den Aufzeichnungen. Herr Welles klopfte jeweils an meine Zimmertür und verlangte, dass ich seine Schilderungen festhielt. Schon beim ersten Mal überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Denn das, was er mir erzählte, entsprach offensichtlich nicht der Wahrheit: »Notieren Sie: Welles' prächtiges Anwesen mit seinen fünf edlen Pferden konnte bloß dank seinem unerbittlichen Ehrgeiz und Fleiß errichtet werden.«

Ich schmunzelte: »Sie tragen ganz schön dick auf. Mir ist hier noch kein einziges Pferd über den Weg gelaufen.«

Herr Welles überhörte meinen Kommentar und fuhr mit ernster Miene fort: »Die tägliche Gymnastik hält Herrn Welles in Form, sodass man ihn stets zwanzig Jahre jünger schätzt.«

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen und schielte auf Welles' Bierbauch, bevor ich seine Märchengeschichte niederschrieb. Seine Erzählungen waren oft amüsant, doch der Ernst, mit dem er diese vortrug, verlieh seinen Spinnereien einen unheimlichen Beigeschmack. Diese Mischung aus Komik und Unbehagen beschlich mich nun jedes Mal, wenn wir an seiner Biografie arbeiteten.

Am Abend kaufte ich mir in der Stadt ein zweites Notizbuch, denn ich hatte vor, diesen unverhältnismäßig großen Kontrast zwischen Welles' Selbstbild und der Realität festzuhalten. Die wahre Biografie im zweiten Notizbuch bewahrte ich behutsam in meinem Zimmer auf.

Auch in den nächsten Tagen wurde Welles nicht müde, die fantastischsten Geschichten über sich selbst zu verkünden. So wurde die Biografie zu einer Leinwand, auf der das Selbstbild eines Mannes entstand, der zugleich Gegenstand des Bildes und Maler war. Und er malte sein Bild mit kräftigen Pinselstrichen, wobei er unaufhörlich Farbe auftrug, ohne in seinem Enthusiasmus zu bemerken, dass diese Farbe immer mehr über den Rahmen der Realität hinauslief und zu Boden tropfte.

Fortan machte ich eine seltsame Beobachtung: Welles pflegte jeweils vor dem Schlafengehen das Notizbuch zu lesen. Die Lektüre seiner erfundenen Geschichten hatte dabei eine Wirkung auf ihn wie Medizin: Als wären die Wörter Tabletten. Jeden Morgen schienen mir seine Wangen rosiger als am Tag zuvor. Er wirkte stetig gesünder und lebensfroher. Auch wenn er mal tagsüber im Notizbuch las, verbesserte sich seine Stimmung schlagartig.

Grundsätzlich wohnte ich gerne mit Welles zusammen. Zwar war er etwas seltsam, aber es ließ sich recht angenehm mit ihm leben. Er war sogar ein sehr humorvoller und kluger Mensch. Es gab kein Thema, zu dem er nicht eine entschiedene Meinung hatte. Und seine Ansichten verteidigte er immer mit Leib und Seele. Damals gab es viel Diskussionsstoff, denn in Frankreich standen gerade die Präsidentschaftswahlen an. Wir ließen uns täglich über die Kandi-

daten aus, wobei wir uns häufig in die Haare kriegten. Welles nahm kein Blatt vor den Mund und bezeichnete mich mehrere Male als verweichlichten Idealisten oder weltfremden Träumer. Er tat das jedoch stets mit einem schelmischen Zwinkern, sodass ich ihm nie böse sein konnte. Ich begann allmählich sogar, ihn und seinen verschrobenen Charakter liebzugewinnen.

Welles' Zustand schien sich zudem weiterhin zu verbessern. Er hatte nämlich einen kleinen Spiegel im Badezimmer und einen riesigen, prunkvollen inmitten des Wohnzimmers angebracht, in dem er sich mehrmals am Tag eingehend betrachtete.

»Und, sind Sie schön genug?«, zog ich ihn jeweils auf.

»Ja«, antwortete er stets aufrichtig lächelnd.

Dann kam die letzte Nacht, die ich bei Welles verbrachte.

Seitdem habe ich mich oft gefragt, was aus ihm geworden ist. Ich habe nämlich nichts mehr von ihm gehört und auch nie Kontakt mit ihm aufgenommen. Ob jemand anderes an seiner imaginären Biografie weitergeschrieben hat?

An besagtem Tag traf ich mich nach dem Abendessen in einer Kneipe mit einem alten Freund, der auch im Périgord wohnte. Welles ging schon sehr früh zu Bett. Die Biografie hatte ich mitgenommen, denn ich wollte die Meinung meines Freundes zu den unglaublichen Geschichten hören. Ich war enttäuscht, als er das Ganze unbeeindruckt als Witz abtat und das Gespräch nach kurzer Zeit auf ein anderes Thema lenkte. Nichtsdestotrotz war es ein angenehmer Abend, sodass wir lange in der Kneipe blieben und ich erst sehr spät zurückkam. Währenddessen litt Welles an einem unruhigen Schlaf: Er schreckte mitten in

der Nacht hoch, lag lange wach und versuchte vergeblich, wieder einzuschlafen. Nach einiger Zeit kam ihm die Idee, seine Memoiren zu lesen, da sie immer einen beruhigenden Effekt auf ihn hatten. Er fand sie nicht an ihrem gewöhnlichen Ort und setzte seine Suche fieberhaft in den anderen Räumen des Hauses fort. Schließlich durchsuchte er bestürzt auch mein Zimmer und stieß so auf das zweite Notizbuch, das die wahre Beschreibung seines Charakters enthielt.

Als ich nach dem vergnüglichen Abend zurückkam, erwartete mich Welles bereits, um mich sofort zu entlassen. Schon mehrmals hatte ich mir ausgemalt, wie er wohl reagieren würde, wenn er die wahre Biografie läse. Durchaus konnte ich mir vorstellen, dass er mich wütend aus seinem Haus jagen würde. Doch mit Folgendem hätte ich auch in meinen kühnsten Träumen niemals gerechnet: Welles feuerte mich nicht etwa, weil ich heimlich die Wahrheit über ihn festhielt, sondern weil ich ein illoyaler Arbeitnehmer sei. Er warf mir tatsächlich vor, hinterücks für jemand anderen eine Biografie zu schreiben.

Alexander Kamber, geb. 1995, charmanter und stets amüsiertes Schelm, intelligent, gewitzt. Immer mal wieder für NZZ Campus tätig, seit Januar 2015 Pressepraktikant im Verlag. Schreibt mit Vorliebe gute Kurzgeschichten. Wäre also besser im Lektorat aufgehoben. Rechte Hand von Sandra Iseli (Presse), linke Hand im Hosensack oder halt doch mal im Lektorat – und bald mit Herz und Verstand bei »Medien & Kunst« an der Zürcher Hochschule der Künste.

Vom Eierschalensollbruchstellenverursacher und dergleichen

Wie jeder gute Autor, so verspürt auch ein Übersetzer die reine Freude am Wort. Dieter Rister erzählt, was ihn an seinem Beruf fasziniert und wie sein Alltag aussieht.

Im fernen Wales erreicht mich die Anfrage, ob ich eine »hochkomplexe Übersetzung« übernehmen möchte. Genauer gesagt, handelt es sich um ein Buch mit dem Titel *Das Modell des konsequenten Humanismus* von Hans Widmer, das ins Englische übertragen werden soll. Mein lieber Schwan!

Wenn ich trotzdem zusage, so liegt das an meiner Herkunft und an meinem Alter. Ich stamme aus Köln, und ein Artikel des dortigen Grundgesetzes lautet, das noch immer alles gut gegangen ist. Und ich bin in einer Zeit geboren, in der die Wortschöpfungskunst etwa Thomas Manns und später während des Studiums auch so mancher Juristen mir die Liebe zur deutschen Sprache eingepflanzt hat. Diese innige Verbundenheit ist es, die den Übersetzer durch die oft sehr langen Arbeitstage trägt. Die Sprache ist sein Freund. Er muss einfach staunen und bewundern können, dass es eine so wunderbare Wendung wie »Anschauungen a priori« (Kant) gibt, die Widmer aufgreift. Ich meine die reine Freude am Wort, dessen Tiefe einem erst dann so richtig bewusst wird

(»Bewusstsein« ist übrigens auch so ein Begriff in dem Buch), wenn seine Bedeutung in einer anderen Sprache vermittelt werden soll.

Das Klischee besagt natürlich, dass der Übersetzer dann am Bleistift kaut, tagelang grübelt und irgendwann auch versucht ist, ein Tintenfass an die Wand zu schleudern. In der Praxis sieht es etwas anders aus. Sofern man nicht gerade damit vertraut ist, wie die Rezeption des deutschen Idealismus in der englischen Sprache verlaufen ist, folgen rein handwerklich zunächst Recherchen im Internet. Diese lassen wie üblich schnell erkennen, dass sich viele Quellen nur gegenseitig zitieren. Ich stöbere in der 13. und der 15. Auflage der *Encyclopedia Britannica* in meinem Bücherregal, doch die gelehrten Verfasser der einschlägigen Beiträge sind mehr damit beschäftigt, sich gegenseitig herabzusetzen. Das ist sehr interessant und amüsant, verführt allerdings dazu, sich festzulesen. Irgendwann muss man sich zur Ordnung rufen und zur Ausgangsfrage zurückkehren. Also gut, für »Anschauungen« hat sich offen-

sichtlich der Begriff »intuition« durchgesetzt. Keiner der Autoren scheint so recht glücklich damit zu sein, und ich bin es auch nicht, aber es muss halt auch weitergehen.

Zugegeben, dies klingt ein wenig zu rosarot. In der Regel geht es nämlich eher um den Eierschalensollbruchstellenverursacher (eigentlich auch kein übler Terminus, der im *Konsequenten Humanismus* allerdings nicht vorkommt), d. h. der Alltag verlangt vierzehn Stunden lang Akribie und Erbsenzählerei. Der Termindruck ist gewaltig, ich arbeite jeden Tag, ob Wochenende oder Feiertag, oftmals auch in der Nacht. Deshalb ist die zweite Grundvoraussetzung für einen freiberuflichen Übersetzer, zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Zwei- oder Drei-Stunden-Schlaf einlegen zu können, sobald sich die Gelegenheit bietet. Dabei hilft, dass ich keine Webcam besitze und ich je nach Lust und Laune den ganzen Tag im Schlafanzug am Computer arbeiten kann.

Ich werde dafür mehr als nur entschädigt durch die Umgebung, in der ich werkle. Meine



Frau und ich leben in einer einsamen idyllischen Landschaft, in der ein Rosamunde-Pilcher-Film gedreht werden könnte. Von meinem Büro schaue ich auf eine sanfte grüne Hügellandschaft, vor mir auf der Weide grasen Schafe und Kühe, und morgens kommt auf seiner täglichen Runde ein Hermelin vorbei.

Es ist allerdings auch eine technologische Diaspora. Internet und Computer sind die Nabelschnur, an der wir hängen. IT-Fachleute, die umgehend zur Stelle sind, wenn die Technik zickt, gibt es nicht. So wird man ein bisschen auch zum Hacker – und zum Helfer aller älteren Damen im Tal, denen bei einem Update mal wieder die E-Mails abhandengekommen sind.

Wenn alles überhandnimmt, kann ich mir immer noch den aus den 50er-Jahren stammenden Film »Drillinge an Bord« mit Heinz Erhardt ansehen, der in unserem Hause Kult ist und jedem Besucher aufgezwungen wird. Einer der Drillinge ist Werbetexter, der zum Beispiel für eine Seife der Marke Charming Boy den Spruch »Wäscht Du Dich mit Charming Boy, sind Dir alle

Mädchen treu« verzapft und jeden zweiten Satz mit »und dergleichen« beendet. Was das alles mit einem Einsichten-Artikel zur Tätigkeit des Übersetzers zu tun hat?

Erstens gibt es erstaunlich viele Kunden, die voller Stolz Marketingtexte mit Wortspielen verschiedenster Güte (auch auf Charming-Boy-Niveau) in zehn Sprachen übersetzen lassen wollen und die ernsthaft gekränkt sind, wenn man ihnen sagen muss, dass ihr Genie im Deutschen verpufft.

Zweitens aber versuche ich dann am nächsten Tag, bei jeder sich bietenden Gelegenheit ein »und dergleichen« unterzubringen, sozusagen als Signatur. Meine Frau findet das zwar kindisch, aber für mich sind es eben die kleinen Freuden des Lebens. In diesem Sinne ein kleiner Tipp: Wer im Amtsblatt der Europäischen Union bei den Schlussanträgen des Gerichtshofs oder auch oben im Titel dieses Beitrags nachschaut, mag hie und da fündig werden. So, jetzt kennt der Leser die wahren Herausforderungen des Übersetzens, und Hans Widmer kann aufatmen,

denn obwohl er offenkundig ein Charming Boy ist, taucht dieser Begriff und dergleichen im *Konsequenten Humanismus* bestimmt nicht auf! Dieter Rister

Lesetipp

Hans Widmer | The Concept of Uncompromising Humanism | Knowledge as the foundation for an enabling and enabled society | Translated by Alison Layland and Dieter Rister | 304 S. | Taschenbuch | 2014 | CHF 36.80 | EUR 29.80 | ISBN 978-3-907625-71-2

Dieter Rister studied law and philosophy in his home city Cologne (Germany). In 1984 he moved to the UK to practice law in a firm of solicitors near London and, since 1988, works as a freelance translator for national and European institutions at the highest level. He lives with his beloved wife in a remote farmhouse in Wales.



Mehr Informationen zu den Angeboten der Edition 381 und weitere Bücher finden Sie unter www.manuskript-oase.ch

Viele Menschen haben erzählenswerte Dinge erlebt; einige sind wahre Spezialisten für exotische Themengebiete, andere wiederum wissen vieles über historische, kulturgeschichtliche Begebenheiten. Diese Geschichten und Lebenserfahrungen, dieses reiche Wissen sollte aufgeschrieben und bewahrt werden. Wie aber lässt sich aus Erinnerungen, gesammelten Einfällen, festgehaltenen Notizen und unzähligen losen Blättern ein lesenswertes Buch gestalten?

Es gilt, dem Erlebten und den Gedanken eine Struktur zu verleihen; ein packender Anfang, geschickt gesetzte Höhepunkte und ein Schluss, der dem Text die finale Würze verleiht – auf dass die Leser am liebsten gleich ein weiteres Buch des Schriftstellers lesen möchten. Auf dieser Reise ist das Team der Manuskript-Oase ein »ortskundiger Reiseleiter«, der die Fallstricke erkennt und die Neulinge sicher ans erstrebte Ziel bringt. Von einer ersten Einschätzung des Manuskripts über das Lektorat bis zur ganzen Buchproduktion steht neuen Autoren die professionelle Hilfe, angepasst an die persönlichen Bedürfnisse, zur Verfügung. Im Verlag Edition 381 besteht für zukünftige Autoren zudem eine Plattform für ihre Inhalte, die sich in gewöhnliche Verlagsprogramme nicht eingliedern lassen.

Auf dieser Doppelseite sehen Sie schöne Beispiele von Büchern, die in der Edition 381 erschienen und mit Unterstützung der Manuskript-Oase entstanden sind.



Heinz Bachmann | Marton Stark
Von Auschwitz nach Beverly Hills | 204 S.
Broschur | s/w-Abb. | ISBN 978-3-95240
44-5-4 | CHF 21.90 | EUR 12.80 | 2014

Wir gratulieren Heinz Bachmann. Er gehört mit dem Buch »Von Auschwitz nach Beverly Hills« zu den Gewinnern des Dr. Kurt Bigler-Preises 2015 für herausragende Arbeiten und Projekte zum Thema Holocaust und Shoa Education.

Das Kernstück des Buches ist die Niederschrift Marton Starks, die er als Flüchtling in der Schweiz verfasst hat. Der Text wird ergänzt durch historische und sozialwissenschaftliche Ausführungen. Er schlägt jedoch auch den Bogen in die Gegenwart.

Die Zukunft reduzierte sich auf eine Frage: Wie überlebe ich den nächsten Tag? »Die Tage gehen vorbei auf dem Liegestuhl, und so gehen auch meine jungen Jahre vorbei ...« Dies ist nicht et-

wa der Seufzer eines verträumten Teenagers, sondern der Schlusssatz in den Aufzeichnungen eines jungen Mannes, welcher als ungarischer Jude Deportation, Auschwitz und Buchenwald erlebt hat. Die Eindringlichkeit seiner Schilderungen, die abenteuerliche Entdeckung des Manuskripts wie auch die Suche nach dem Verfasser machen dieses Buch zu einem Puzzleteil, das die Geschichtsschreibung fortsetzt – und ihr eine andere Perspektive hinzufügt: diejenige eines Kindes, das die Schrecken in einer Mischung aus Staunen, Nüchternheit und Optimismus festhält: »Wie schön war das freie Leben, und das freie Leben muss noch einmal kommen!«

Dieser Naturführer vermittelt anhand von Maria Flurys wunderbarem Garten allen Menschen, die sich für die Natur interessieren und engagieren wollen, wertvolle Hinweise darüber, wie ein lebendiges Gleichgewicht zwischen Pflanzen und Tieren entsteht. Einheimische Wildkräuter und Heilpflanzen werden liebevoll vorgestellt und untermalt mit Mythen, Legenden und Geschichten. Zusätzlich teilt die Autorin ihr umfangreiches Wissen über die vielfältige Verwendung der Pflanzen in der Küche, zur Unterstützung von Heilungsprozessen und zum Schutz der Artenvielfalt. »Natürlich – mein Garten« ist als Tagebuch über die vier Jahreszeiten angelegt und enthält zahlreiche Rezepte, um

Sirup, Salbe, Tinktur etc. selbst herzustellen.

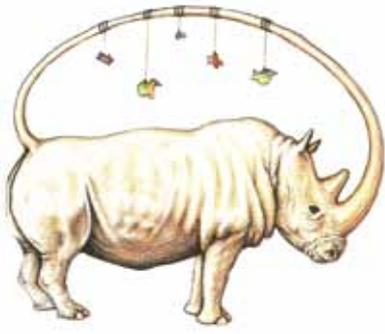


Maria Flury (1947), verheiratet, Mutter von zwei Töchtern und Großmutter von fünf Enkeln. In den Jahren 1999–2000 absolvierte sie das Seminar Integrative Phytotherapie (Ausbildung für Pflegende und andere Gesundheitsberufe mit Abschluss bei Martin Koradi). In verschiedenen Kursen über Heilpflanzen, Ornithologie und Faunistik bildete sie sich weiter und vermittelt ihr Wissen in zahlreichen Kursen und Führungen.



Maria Flury | Natürlich – mein Garten.
12 Monate Vielfalt und Leben mit einheimischen Pflanzen | 288 S. | Hardcover | ISBN 978-3-952 4287-1-9 | CHF 38.00 | EUR 36.00





Als Lektorin versuche ich, Manuskripte für die Leser so zu redigieren, dass sie möglichst gut verständlich sind. Umso irritierter war ich, als ich das erste Mal den *Codex Seraphinianus* in der Hand hielt.

Ein Mann in Jeans mit Rollschuhen an den Füßen liegt auf dem Rücken am Boden. Der Boden ist mit Notizen, Tabellen und Papierfetzen übersät, aus einem umgekippten Fass fließt Tinte. Der Mann hat Arme und Beine ausgestreckt, dem rechten Arm fehlt jedoch die Hand und endet stattdessen in einer großen Füllfeder. Mitten im Bauch des Mannes steckt ein überdimensionaler, gelber Bleistift, aus der Wunde tropft schwarze Tinte: ein menschliches Schreibwerkzeug, erstochen von einem Bleistift.

Sie fragen sich, warum und wo sich die beschriebene Szene abspielt? Diese Fragen kann ich Ihnen leider nur teilweise beantworten. Die meisten Menschen sind so ahnungslos wie ich, nur wenige glauben des Rätsels Lösung zu kennen, und nur eine Person weiß es ganz bestimmt: der italienische Architekt, Künstler und Buchautor Luigi Serafini. Der Rollschuhfahrer mit dem Füllfeder-Arm stammt aus der fantastischen Welt des *Codex Seraphinianus*, der 1981 vom Verleger Franco Maria Ricci herausgegeben wurde und seither bei seiner »Leserschaft« für viel Begeisterung, Erstaunen und Kopfzerbrechen gesorgt hat. Der großformatige Kodex von knapp 400 Seiten ist voller Zeichnungen geheimnisvoller Welten und Wesen, die von Texten in einer un-

Das bizarrste Buch der Welt – jenseits der Lesbarkeit

bekannten – bis heute nicht dekodierten – Schrift und Sprache begleitet werden. Es gibt Bäume, die ihre Wurzeln aus der Erde lösen, sich auf den Weg Richtung Meer machen, dort ins Wasser springen und sich mit rotierenden Wurzeln durch die Wellen pflügen. Mäuse mit Ohrringen, Fische in Tauchausrüstung und dreiköpfige sowie kopflose Vögel bevölkern die wundersame Welt. Es gibt Maschinen, die menschliche Körperteile in ihre Mechanik integrieren, oder Städte, die auf Stelzen gebaut und durch Regenbogen-Brücken miteinander verbunden sind. Es werden wunderliche Metamorphosen (zum Beispiel vom Mensch zum Krokodil) illustriert, Prozesse anhand von Schautafeln scheinbar erläutert und Wachstumsphasen verschiedenster Wesen gezeigt.

Erfolgreiche Entschlüsselung

Es scheint so, als ob in den Paragraphen und Aufzählungen zu den Zeichnungen deren Bedeutung und Funktion erklärt wird, die Schrift also eine unterstützende Funktion einnimmt. Dieses grafische Zusammenspiel von Text und Bild sowie der strukturelle Aufbau implizieren, dass es sich beim Kodex um eine bebilderte Enzyklopädie handelt. Die verschiedenen Kapitel des Buches lassen sich in sechs Wis-

sensbereiche einordnen: Naturwissenschaften (Botanik, Tierreich, Chemie), Technik (sonderbare Maschinen und Geräte), Menschen (verschiedene Stämme, Wohnformen, Kleidung), Linguistik, Spiele und Architektur (Brücken- und Städtebau). Die Leser können sich nur an diesem formalen Gerüst der bekannten Wissensvermittlung festhalten und starren ahnungslos auf die unentzifferbare Handschrift.

Viele Linguisten, Mathematiker und Verschwörungstheoretiker haben versucht, die Schrift



zu dechiffrieren – bis heute erfolglos. Der Autor Luigi Serafini ist dabei – obwohl er noch lebt – keine große Hilfe und gibt nur sehr rätselhaft Auskunft über Entstehung und Bedeutung seines surrealen Werks. In der Neuauflage des Kodexes ist ein Heft mit dem Namen *Decodex* beigelegt, das in verschiedenen bekannten Sprachen verfasst ist, jedoch keinerlei Hinweise auf die Dekodierung gibt. Serafini erklärt darin, wie ihm eine weiße Katze bei der Entstehung behilflich war und dass die Ideen für den Kodex vor allem aus seinen Träumen stammen.



Spiel mit den Erwartungen

Der *Codex Seraphinianus* irritiert und fasziniert gleichzeitig, da er mit den Erwartungen spielt, die an ein Buch gestellt werden. Denn zwischen zwei Buchdeckeln entfaltet sich in der Regel eine Welt, deren Sinn und Inhalt durch Schriftzeichen übermittelte werden. Wir erwarten von einem Buch, dass es uns in irgendeiner Form Wissen vermittelt, eine nachvollziehbare Geschichte erzählt, eine Aussage macht. Der Kodex entzieht sich jedoch diesem Anspruch; er suggeriert durch eine bekannt wirkende Schrift zwar Lesbarkeit, verweigert dem Leser jedoch den Zugang zur Entschlüsselung. Luigi Serafini spielt mit dem arbiträren Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem und nennt den Kodex ein Buch für die moderne Informationsgesellschaft, in der das Kodieren und Dekodieren von Nachrichten aller Art immer wichtiger werde.* Doch was bleibt von einem Buch, wenn es nicht gelesen werden kann? Für den Leser (wenn dieser Begriff in diesem Zusammenhang überhaupt verwendet werden kann) stellt das Buch eine Herausforderung dar; ähnlich einem Kind, das noch nicht lesen



Handwritten text in the Voynich script, likely a caption or description for the drawings above.

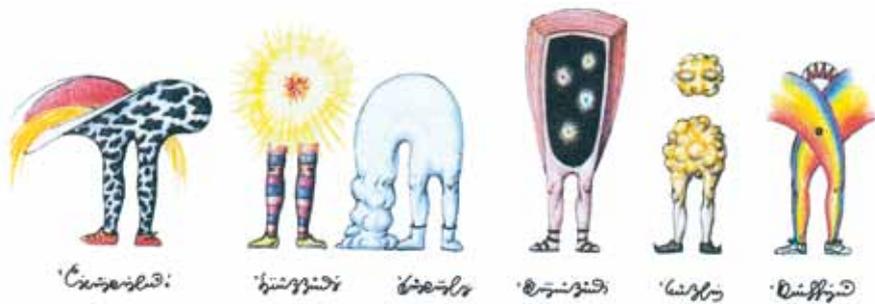
Handwritten text in the Voynich script, consisting of several lines of text in a cursive, illegible font.

kann, jedoch hinter Schriftzeichen einen Sinn vermutet, geht er an den Kodex heran und versucht, Zusammenhänge herzustellen. Diese Versuche, etwas zu verstehen, lösen – meinen Beobachtungen nach – einen sehr kreativen Prozess aus, der die Vorstellungskraft des Lesers fördert. Jede Person entdeckt in den Zeichnungen andere Details und baut eine eigene Geschichte um die sonderbaren Wesen herum. Zu diesen Wesen gehört auch die Schrift selbst: Durch das Wegfallen der Bedeutungsebene und der Reduktion auf die Zeichenebene enthält sie eine eigene Körperlichkeit und

wird zu einer wandel- und interpretierbaren Materie. Es geht viel mehr um ein Erfahren als um ein Übersetzen der rätselhaften Schrift.

Mittelalterliches Vorbild

Der *Codex Seraphinianus* ist trotz der Besonderheiten in seiner Form nicht einzigartig und erinnert in vielerlei Hinsicht an das *Voynich Manuskript* aus dem 15. Jahrhundert. Dieses wurde Anfang des 20. Jahrhunderts vom Sammler Wilfrid Michael Voynich in einem italienischen Jesuitenkloster entdeckt und ist ebenfalls in einer unbekanntenen Schrift und Sprache verfasst.



Wie der Kodex erinnert seine Struktur an diejenige einer Enzyklopädie, enthält viele farbige Zeichnungen und kann in thematische Sektionen eingeteilt werden, der Schwerpunkt liegt auf Botanik und Kräuterkunde. Das *Voynich Manuskript* ist in gewisser Hinsicht sogar noch geheimnisvoller als der Kodex, da über Entstehungsort, -zeit und Verfasser kaum etwas bekannt ist. Die zeitliche Datierung wurde anhand von Farbproben vorgenommen und durch die Untersuchung der verwendeten Materialien konnte eine – immer wieder diskutierte – Fälschung ausgeschlossen werden. Obwohl Dechiffrierungen und verschlüsselte Botschaften im Mittelalter sehr beliebt waren, stellt das *Voynich Manuskript* in Umfang und Ausstattung eine Ausnahme dar. Da die Herstellung eines solchen Buches mit enormen

Kosten verbunden war (Pergament und Farben waren zu dieser Zeit sehr teuer), erstaunt es umso mehr, dass dieser Aufwand für ein – aus heutiger Sicht – unlesbares Buch aufgewendet wurde. Die Tatsache, dass am ganzen Buch keine Radierungen vorgenommen wurden – also alles fehlerfrei am Stück geschrieben werden musste –, sowie die Entdeckung, dass sich einige Darstellungen bewegen und Figuren zum Leben erwachen, sobald man die Seiten genügend schnell dreht, werfen immer neue Fragen auf.

In den zwei Enzyklopädiën werden Grenzen und Möglichkeiten des Mediums Buch aufgezeigt und diskutiert. Im *Codex Seraphinianus* sind zudem viele Verweise auf den Prozess des Schreibens zu finden, der Rollschuhfahrer mit dem Füllfeder-Arm ist nur eines von vielen Bei-

spielen. »Jenseits der Lesbarkeit« bedeutet, dass die Inhalte nicht wie gewohnt wahrgenommen werden können, sondern ihren Sinn nur durch die Neugier und Fantasie der Leser entfalten. Sobald der Leser in das rätselhafte Universum des *Codex Seraphinianus* eintaucht, eröffnet sich ihm eine wunderschön groteske, vielschichtige und überraschende Welt. Meine anfängliche Irritation über die »Unlesbarkeit« des Kodexes hat sich in pure Begeisterung gewandelt, und ich freue mich darauf, bald mein eigenes Exemplar in den Händen halten zu können. Selina Stuber, Lektorin

Für Neugierige

Das *Voynich Manuskript* kann online unter <http://brbl-dl.library.yale.edu/vufind/Record/3519597> in seiner ganzen Länge betrachtet und studiert werden.

Die Neuauflage des *Codex Seraphinianus* von 2013 ist im Buchhandel erhältlich. Zudem kann er in der ETH-Bibliothek (Signatur: T 51682 q) ausgeliehen werden und im Internet finden sich viele Fotos der Zeichnungen.

* www.abebooks.de/Buecher-Highlight/Codex-Seraphinianus.shtml

Nutzloses, aber verbürgtes Wissen aus der Welt der Bücher



Erste Autorin
Encheduanna,
2300 v. Chr.,
Mesopotamien



Erster Buchhändler
Peter Schöffler, 1425–
1503, Deutschland



Älteste Autorin:
103 Jahre
Louise Delany,
1889–1999, USA:
»The Delany Sisters'
Book of Everyday
Wisdom«, 1994



Produktivster Autor
Philip Parker, *1960,
USA: 86 000 Bücher
seines Verlags weisen
ihn als Autor aus



Jüngste Autorin:
4 Jahre
Dorothy Straight,
*1958, USA: »How
the World Began«,
geschrieben 1962,
erschienen 1964



Erste Buch-Milliardärin
J. K. Rowling, *1965,
Großbritannien: mit
»Harry-Potter«-Roma-
nen (400 Millionen Ex.,
in 55 Sprachen; u.a.
Latein & Altgriechisch)

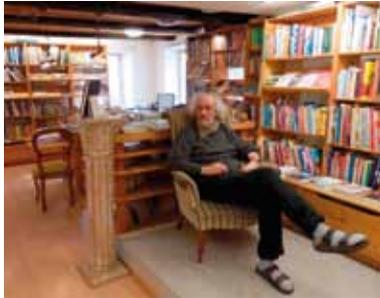
gemäß www.buecher-wiki.ch/index.php/BuecherWiki/Buchrekorde, www.guinnessworldrecords.de,
www.sueddeutsche.de/kultur/-buecher-selbst-geschrieben-noch-nie-hatte-ein-autor-mehr-zu-sagen-1.188143

arg um ente

Den Stellenwert von gut recherchierten Fakten
erkennt man erst im richtigen Zusammenhang.
Abonnieren Sie den «Schweizer Monat».

schweizer
monat
SEIT 1921
Leider anspruchsvoll

»Meine Lieblingsbuchhandlung«



Max Dohner ist Journalist, Schriftsteller und Autor von »Liebeslauben. 77 Einflüsterungen zur Verfeinerung unserer tiefsten Passion«.

Es gibt Honorare, die nie versiegen. Und den Mann, der dieses Honorar ausrichtete, vergisst man drum auch nie wieder. Nach einer Lesung in seiner Buchhandlung in Zofingen sagte Claudius Mattmann: »Ich kenne eine Autorin, die wird Ihnen gefallen.« Er schickte mir das Buch: eine Sammlung unglaublich guter Reportagen von Marie-Luise Scherer. Dazu legte er eine CD als Bonus: »Road to Escondido« (»Straße ins Versteck«) von JJ Cale und Eric Clapton. Beides bewies mir, einmal und für immer, Mattmanns Gabe als Hellseher, dank Lebens- mit Leseerfahrung. Ein Mann, nicht ein System, errät unseren Geschmack und unsere Ansprüche – das ist mehr als verbindlich: Das ist Buchhandel, klassisch.

Buchhandlung Mattmann,
Kirchplatz 14, 4800 Zofingen/Schweiz

»Meine Lieblingsbuchhandlung«

Anton M. Fischer ist Psychoanalytiker, Paartherapeut, Unternehmensberater und Autor von »Martin Heidegger. Der gottlose Priester. Psychogramm eines Denkers«.

Hätte mich diese Anfrage vor 30 Jahren erreicht, würde ich kaum eine Sekunde gezögert haben. Wieso zögere ich heute? Ich denke, weil mir das Zeitalter der Lieblingsbuchhandlungen langsam zu Ende zu gehen scheint. Für mich hat sich diese Rolle deswegen auf drei verteilt. Einer echten Lieblingsbuchhandlung – ideal zum Stöbern – entspricht »Calligramme«, die vom Engagement von Helen Lehmann lebt und immer noch den Eindruck erweckt, als läge sie irgendwo im Quartier Latin in Paris. Meine philosophisch-historische Neugier führt mich immer wieder in die »Klio«, die mir einen raschen Zugriff auf englische Bücher verschafft; meine politischen und beruflichen Interessen bringen mich in die »Buchhandlung im Volkshaus«, wo ich mich auch persönlich aufgehoben fühle, weil ich mich mit ihren Leitern Daniel, Thomas und Martin befreundet habe – und mein Praxispartner Thomas Merki die psychoanalytische Abteilung kuratiert.

Calligramme, Häringstraße 4, 8001 Zürich
Klio, Zähringerstraße 41/45, 8001 Zürich
Buchhandlung im Volkshaus, Stauffacherstraße 60, 8004 Zürich

»Meine Lieblingsbuchhandlung«



Birgit Politycki macht PR-Arbeit für Verlage und Autoren, u. a. für den rüffer & rub Sachbuchverlag und den Römerhof Verlag.

Die Buchhandlung meines Herzens liegt direkt zwischen meinem Getränkehändler und dem Bäcker. Leider hat sie morgens um acht Uhr noch nicht geöffnet, denn am liebsten würde ich zu meinen Brötchen gleich auf der Stelle ein Buch dazukaufen. Jeden Morgen stehe ich vor dem Schaufenster und schaue voller Sehnsucht auf die Auslage. All die verheißungsvollen Titel liegen dort gemütlich beieinander und warten nur auf jemanden wie mich. Noch schlimmer ist es allerdings, wenn ich am Samstag dann den Laden tatsächlich betrete und die Buchhändlerin ins Schwärmen gerät: über dieses und jenes Buch, Abseitiges und Bekanntes, namhafte Autorinnen und Autoren und Neuentdeckungen. Dann ist es um mich geschehen – ich kaufe mich um Kopf und Kragen. Und meine Lieblingsbuchhändlerin? Verabschiedet sich von mir mit den Worten: »Fangen Sie bloß nicht gleich an zu lesen! Sie vergessen sonst das Kochen.«

Buchhandlung am Hohenzollernplatz,
Hohenzollernplatz 5, 80796 München/
Deutschland

Beurteile ein Buch nicht nach seinem Titel!



»Don't judge a book by its cover« heißt ein bekannter Spruch aus dem Verlagswesen. Das Gleiche gilt für den Buchtitel, der ein Teil des Covers ist. Und trotzdem: Wer tut es nicht und lässt sich nicht durch einen Titel verführen – oder lässt das Buch auf der Theke gerade deswegen links liegen?

Eine der Situationen, die mir bei meinen Besuchen der Frankfurter Buchmesse in bester Erinnerung geblieben ist, war, als Verlegerin Anne Rüffer und ich durch die Hallen wandelten und Rudolf Frankl, Marketing- und Vertriebschef von dtv, quasi im Vorbeirennen sagte: »Tolles Buch über Monika Hauser. Aber der Untertitel geht gar nicht.« Für eine kurze Nachfrage und Antwort reichte es auf der hektischen

Messe gerade noch: »Mit ›kriegstraumatisierten Frauen‹ verkaufen Sie keine Bücher. Der Titel müsste positiver sein.« Der vollständige Titel und Untertitel lauten »Monika Hauser – Nicht aufhören anzufangen. Eine Ärztin im Einsatz für kriegstraumatisierte Frauen«, und sie beschreiben genau den Inhalt des Buches. Ist es vielleicht, weil die Leserin beim Kauf oder wenn das Buch zu Hause rumliegt, in Verdacht kommen könnte, selbst Opfer einer Vergewaltigung zu sein? Wir dachten immer nur an die verdienstvolle Arbeit der Kämpferin für die Rechte der Frauen und sahen sie als Vorbild: Nicht aufhören anzufangen.

Skeptisch war ich deshalb, als ich zum ersten Mal von »Darm

mit Charme« hörte. Wer möchte gern »Alles über ein unterschätztes Organ«, so der Untertitel, lesen? Geschickt wurde hier ein Thema, das auf der Blacklist des Smalltalks steht, vermarktet. Dabei half es, dass das Buch nicht nur bei einem großen Verlag herauskam, sondern die Autorin Giulia Enders gerade frisch das Staatsexamen in Medizin absolvierte, sehr telegen ist und im Buch erläutert, dass Übergewicht, Depressionen und Allergien mit der Darmflora zu tun hätten. Weit über eine Million Käuferinnen und Käufer können nicht irren. Der einfach einprägsame Titel trägt bestimmt dazu bei, dass das Buch zudem bei (Internet-) Buchhandlungen schnell gefunden wird.

Der Buchtitel ist also eine Gratwanderung. Er sollte Aufmerksamkeit erregen, Atmosphäre erzeugen, das Genre erkennen lassen, der Inhalt sein Versprechen einhalten und nicht zuletzt zum Buchverkauf verführen. Oft steckt der Titel in einer Formulierung im Manuskript und muss einfach entdeckt werden. Ansonsten hilft Brainstorming oder auch mal eine kalte Dusche. Schafft man es gar, dass wie bei Hape Kerkelings »Ich bin dann mal weg« ein Titel zu einer Redewendung wird, ist das hohe (Verkaufs-)Kunst.

Felix Ghezzi, Lektor

»Wir behandeln Menschen, nicht Diagnosen«

Mit ihrem Buch »Menschenmedizin« haben Christian Hess und Annina Hess-Cabalzar im Jahr 2001 im rüffer & rub Sachbuchverlag den Grundstein für ein neues Medizinverständnis gelegt. Sie plädierten darin unter anderem für einen vernetzten Therapie- und Heilungsansatz, der sich primär am Patienten als Individuum orientiert. Im Jahr 2009 gründeten die Psychotherapeutin und der Facharzt für innere Medizin die »Akademie Menschenmedizin«, die logische Konsequenz, wie »Menschenmedizin« vermittelt werden kann und muss.

»Wir machen auch nicht Tiermedizin!«, schimpfte der erste Anrufer aus einem großen Krankenhaus, als das Buch »Menschenmedizin« herauskam. Der Buchtitel erhitze die Gemüter. »Es war überhaupt nicht unsere Absicht, die bestehenden Medizinverständnisse unmenschlich zu nennen. Trotzdem bleibt der Begriff provokativ, das ist aber auch das Schöne daran!«, schmunzelt das Paar. Christian und Annina Hess erinnern sich gut an die Zeit, als die »Menschenmedizin« noch in den Kinderschuhen steckte. Ausschlaggebend war die damalige Polarität zwischen der Schulmedizin und der Alternativmedizin, die in einen Methodenstreit mündete. Das Ehepaar löste sich von diesem Diskurs und wandte sich dem Menschen selbst zu. Grundlage für die »Menschenmedizin« sollte ein integrales Menschenbild bieten, das Körper, Seele und Geist wieder als Einheit versteht. Somit haben die beiden schon früh die Grundzüge der »medical humanities« ausgearbeitet, die heute im Trend liegen.

Ein solches Menschenbild erfordert natürlich eine angepasste Behandlung der Patienten. Während über 20 Jahren Spitalleitung in Affoltern am Albis scheuten sich Christian und Annina Hess nicht, klassische Spitalstrukturen aufzubrechen: So war beispielsweise ein Team von Psychotherapeuten fester Bestandteil des Behandlungsteams. Denn es war ein Anliegen der beiden, nicht nur das medizinische Leiden, sondern auch die grundsätzliche Situation eines Patienten mit einzubeziehen.

2009 gründete das Ehepaar den unabhängigen, gemeinnützigen Verein »Akademie Menschenmedizin«, der informieren und eine politische Stimme sein will. Eine Diskussion anzuregen über Missstände wie die starken wirtschaftlichen Interessen am Patienten sind den beiden ein Anliegen. »Früher waren die Ressourcen für die Kranken, heute sind die Kranken die Ressourcen von Aktiengesellschaften«, stellen sie mit Bedauern fest. Einen Lösungsansatz für das grundsätzliche Problem der Ökonomisierung im Gesundheitswesen sehen die beiden in der Bewegung der »Allmend«, der gemeinsamen Bewirtschaftung eines »common goods«. Dafür sei aber ein neues Bewusstsein in der Gesellschaft notwendig, das sie mit ihrer Akademie vermitteln wollen. Vorwürfe der Schwärmerei und des





»Früher waren die Ressourcen für die Kranken, heute sind die Kranken die Ressourcen.«

Idealismus können sie zwar nachvollziehen, doch sie sind überzeugt, dass dieser Gesinnungswandel durch Zeit und Information, sofern mit Knowhow vermittelt, machbar ist.

Seit 2013 geben Christian und Annina Hess eine eigene Publikationsreihe im Verlag der »Akademie Menschenmedizin« heraus. Diese umfasst bereits zwei Bände zu Symposien verschiedener Referenten mit Beiträgen zu den Themen »Markt« und »Zeit«. Jetzt soll ein dritter Band erscheinen, der dem Schwerpunkt »Technik« gewidmet ist. »Die Technik hat dazu geführt, dass die Machbarkeit zum Selbstzweck wurde. So kam es, dass plötzlich Dinge machbar sind, von denen viele Menschen gar

nicht wissen möchten, dass sie möglich sind. Die neuen Fragen, die damit auftauchen, überfordern viele.« Und Christian Hess fügt an: »Das Machbare hat das Wünschbare bereits überholt.« Ein weiteres Thema, das das Paar in Zukunft behandeln will, ist die Rolle der Medien für das Gesundheitswesen. In der aktuellen Medienlandschaft dominieren Beiträge über Prämiensteigerungen, Skandalgeschichten oder allenfalls heroische Heilungen. Ansonsten wird über das Gesundheitswesen praktisch nichts mehr berichtet. Die »Akademie Menschenmedizin« möchte das ändern und mittels Medien relevante Inhaltsdiskussionen für die Öffentlichkeit lancieren.

Auch für das Privatleben haben die beiden Vorsätze. Nach der Lebensphase in der Klinik, in der man leider oft noch fremdbestimmt sei, ist es jetzt für die beiden eine schöne Herausforderung, ein völlig selbstbestimmtes Leben zu führen. »Im weitesten Sinn geht es uns auch darum, eine Balance zu finden zwischen Mensch-Sein und einem Engagement für andere Menschen. Besonders auch jetzt, in der dritten Lebensphase.« Das mag zwar wie viele Ziele der »Menschenmedizin« idealistisch anmuten, wir trauen es den beiden aber bedenkenlos zu.

Alexander Kamber, Assistent

VERANSTALTUNGSKALENDER 2015/2016

SEPTEMBER

DIENSTAG, 01.09.

Tertianum-Tagung: Vortrag
»Psychologie der Weiblichkeit«
von Brigitte Boothe
METROPOL, ZÜRICH

DONNERSTAG, 03.09

Palliativ-Pflege-Tagung 2015:
»Da und doch so fern – Menschen
mit Demenz bis zuletzt beglei-
ten?«, mit Irene Bopp-Kistler und
Marianne Pletscher
GERSAG – SEMINAR- UND KON-
GRESSZENTRUM, EMMENBRÜCKE

16.–18.09.

Kongress Philologie und Gesell-
schaft: Vortrag »Erzählung
und Erzählanalyse im psycho-
therapeutischen Kontext« von
Brigitte Boothe
UNIVERSITÄT HANNOVER

DIENSTAG, 22.09.

Buchvernissage »Ein Stein, der mir
Flügel macht – Wie meine krebs-
kranke Tochter der Kräuterhexe
begegnete« von Regula Meier
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

OKTOBER

SAMSTAG, 10.10.

Kärntner Demenzforum; eine
filmische Vortragsreise mit
Marianne Pletscher
CASINO, VELDEN (A)



FREITAG, 23.10.

Zürich liest'15 – Literaturfestival
20:00: Zürcher Buchvernissage
»Franz Hohler« von Martin
Hauzenberger. Mit Franz Hohler
und Überraschungsgästen.
THEATER RIGIBLICK, ZÜRICH

SAMSTAG, 24.10.

Zürich liest'15 – Literaturfestival
14:00: Biografie vs. Autobiografie,
mit Claudia E. Graf Grossmann
(»Marcel Grossmann«) und Rolf
Lyssy (»Swiss Paradise«)
15:30: Wie schreibt man eine Bio-
grafie?, mit Alfred A. Fassbind
(»Max Lichtegg«) und Martin
Hauzenberger (»Franz Hohler«)
17:00: Von der Idee zum Buch,
Felix Ghezzi (Lektor) und Saskia
Noll (Grafikerin) erzählen aus
dem Verlagsalltag
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

DIENSTAG, 27.10.

Buchvernissage »Marcel Gross-
mann – Aus Liebe zur Mathematik«
von Claudia E. Graf-Grossmann
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

DONNERSTAG, 29.10.

»Was hilft Angehörigen im
Umgang mit Demenzkranken?«,
Podiumsdiskussion u.a. mit
Irene Bopp-Kistler
RESTAURANT LÖWEN, RÜTI (ZH)

FREITAG, 30.10.

Buchvernissage »Die strahlende
Wahrheit – Vom Wesen der
Atomkraft« von Martin Arnold
und Urs Fitze
ORT NOCH OFFEN, ZÜRICH

NOVEMBER

DIENSTAG, 03.11.

Thema Demenz, Gespräch und
Lesung mit Irene Bopp-Kistler
SENIORENFORUM, KILCHBERG (ZH)

MITTWOCH, 11.11.

»Kunst trotz(t) Demenz«, mit Film
von Marianne Pletscher und Vor-
trag von Irene Bopp-Kistler
ALTERSZENTRUM KLUS PARK, ZÜRICH

MONTAG, 16.11.

Berner Buchvernissage
»Franz Hohler« von Martin

Hauzenberger. Mit Franz Hohler
und Überraschungsgästen.
CAPELLA, BERN

DIENSTAG, 17.11.

Thema Demenz, Gespräch und
Lesung mit Irene Bopp-Kistler
WORBIGHALLE, FLAACH

MITTWOCH, 25.11.

St. Galler Demenzkongress, mit
Vortrag von Irene Bopp-Kistler
und Film von Marianne Pletscher
OLMA HALLEN, ST.GALLEN

DEZEMBER

ANFANG DEZEMBER

Buchvernissage »Max Lichtegg –
Nur der Musik verpflichtet« von
Alfred A. Fassbind
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

DONNERSTAG, 03.12.

Vortrag von Prof. Josef Dohmen,
Utrecht/Niederlande, Autor
von »Wider die Gleichgültigkeit«
HAUPTGEBÄUDE UNIVERSITÄT ZÜRICH

SONNTAG, 06.12.

Adventssonntag im Verlag
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

MAI 2016

SONNTAG, 22.05.

Buchvernissage »Föhn« von
Urs Widmer und Fortunat Frölich
THEATER RIGIBLICK, ZÜRICH

**Detaillierte Angaben zu den
genannten Veranstaltungen und
zu Lesungen, die bei Redak-
tionsschluss noch nicht bekannt
waren, finden Sie unter:**

www.ruefferundrub.ch
www.roemerhof-verlag.ch
www.dagmarschifferli.ch
www.menschenmedizin.ch

»Erst in dem Maße, als der Mensch nicht nur als Gegenstand in der Welt, sondern als alter ego ins Bewusstsein tritt, als Freiheit, die Dinge anders zu sehen und sich anders zu verhalten, wird die traditionelle Selbstverständlichkeit der Welt erschüttert, wird ihre Komplexität in einer ganz neuen Dimension sichtbar.«

Dieses Zitat des deutschen Soziologen Niklas Luhmann findet sich auf der Homepage der Buchhandlung »Alter Ego«. Wenige Schritte von der bunt flirrenden Haupteinkaufsgasse in der Luzerner Altstadt hat der Inhaber Heinz Gérard für

»Meine Lieblingsbuchhandlung«



Franziska Schnell ist freiberufliche Künstlerin.

Alter Ego, Mariahilfsgasse 3,
6004 Luzern/Schweiz

Buchliebhaber eine Oase der Ruhe geschaffen. Das Angebot umfasst v.a. Bücher zu Architektur, Kunst, Fotografie, Design, Philosophie, Kulturwissenschaft, Psychologie.

Die Besucherin fühlt sich wohltuend zurückversetzt in eine Zeit, als es in Buchhandlungen noch nicht marktschreierisch bunt zu- und herging: keine pinkfarbenen Sofas, sondern ein großer Holztisch mit Stühlen lädt ein zum Verweilen und Schmökern im hochstehenden und sorgfältig zusammengestellten Büchersortiment. Ein Besuch lohnt sich allemal!

Bildnachweis

- S. 2, 4 (1. Spalte unt.), 12 (ob.): Barbara Bräker
S. 4 (1. Spalte ob.), 7, 48 (unt.), 52: © Saskia Noll
S. 4 (2. Spalte): © Martin Arnold
S. 4 (3. Spalte), 18, 20/21, 23 (Meier): Privatbesitz
Regula Meier
S. 5 (1. Spalte), 27, 28, 29: © Martin Hauzenberger
S. 5 (2. Spalte), 39 (unt.), 40, 45 (unt.): © Laila Defelice
S. 8: Privatbesitz Ursula Streckeisen
S. 10: © Martin Breit
S. 12: Privatbesitz Jack Stark
S. 13: Privatbesitz Alfred A. Fassbind
S. 30, 31, 33, 39: © Rolf Breitenmoser
S. 15: Wikipedia
S. 16: Rechte konnten nicht geklärt werden
S. 19, 23 (Pletscher): © Felix Ghezzi
S. 22 (Streckeisen): © Peter Pfister
S. 22 (Arnold, Fitze): © Stefan Kubli
S. 23 (Boss): © Stephan Kistler
S. 23 (Bopp): © Roland Brändli
S. 24 (Widmer/Lyssy): Privatbesitz Rolf Lyssy
S. 35: Privatbesitz Familie Grossmann
S. 36 (Brief): Privatbesitz Familie Grossmann,
© Albert Einstein Archives, Hebräische
Universität Jerusalem, Israel.
S. 36 (Stammbach): Privatbesitz Urs Stammbach
S. 37: (Sauer): © Gabriel Design, Bern
S. 38 (Hauzenberger): © Bruno Schlatter
S. 38 (Graf-Grossmann): © Christoph Graf
S. 43: Privatbesitz Dieter Rister
S. 45 (Flury): Privatbesitz Maria Flury
S. 46/47/48 (ob.): © Luigi Serafini, mit freundlicher
Genehmigung

- S. 50 (1. Spalte): © Max Dohner
S. 50 (3. Spalte): © Birgit Politycki
S. 55: © Franziska Schnell

**rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,
Römerhof Verlag, E 381**
Konkordiastraße 20, CH 8032 Zürich
t +41 (0)44 381 77 30

rüffer & rub

info@ruefferundrub.ch
www.ruefferundrub.ch



info@roemerhof-verlag.ch
www.roemerhof-verlag.ch



info@manuskript-oase.ch
www.manuskript-oase.ch

MAGAZIN EINSICHTEN

Idee und Konzept: Felix Ghezzi
Redaktion: Felix Ghezzi, Anne Rüffer,
Selina Stuber, Sandra Iseli, Alexander
Kamber
Grafische Gestaltung: Saskia Noll
Druck: Printer Trento, Italien

Auslieferung Schweiz

Balmer Bücherdienst AG
Kobiboden, CH 8840 Einsiedeln
t +41 (0)848 840 820
f +41 (0)848 840 830
info@balmer-bd.ch

Auslieferung Deutschland/Österreich

Brockhaus/Commission
Kreidlerstraße 9, DE 70806 Kornwestheim
t +49 7154 1327-0
f +49 7154 1327-13
p.bofinger@brocom.de

Vertretung Schweiz

Piroska Boros
Kronenstraße 44, CH 8006 Zürich
t +41 (0)44 242 17 31
pboros@datacomm.ch

Presse Schweiz

rüffer & rub, Römerhof Verlag, E 381
Konkordiastraße 20, CH 8032 Zürich
t +41 (0)44 381 77 30
presse@ruefferundrub.ch

Presse Deutschland/Österreich

Politycki & Partner
Schulweg 16, DE 20259 Hamburg
t +49 (0)40 43 0931 50
f +49 (0)40 43 0931 515
info@politycki-partner.de
www.politycki-partner.de



Römerhof
Verlag

rüffer & rub

 EDITION
381